# Jugendschriften.

Lehrreiche

# Abendunterhaltungen

für

## Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

---

Zehntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

---

Maria hilft. Johann, der Findling.

Frau vom guten Hirten.

Folge mir nach.

Erzählungen u. Gedichte.

Adelmar d. Tempelritter.

Korsaren a. Morgenland.

Agnes und Sophia.

Maienglöcklein.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

In **gleichem Verlage** sind erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz vorräthig:

Die zwei hervorragendsten größten Jugendwerke der Neuzeit,

nämlich:

# Lehrreiche Abendunterhaltungen

für

## Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

**christliche Jugend und christliches Volk.**

12 Bändchen, jedes mit 1 Stahlstich und broschirt.
Preis für das Bändchen 36 kr. oder 12 ngr.

**Inhalt:**

| | | |
|---|---|---|
| 1tes | Bändchen. | Treue und Barmherzigkeit. |
| 2 " | " | Die Schule des Lebens. |
| 3 " | " | Das Buch vom ewigen Juden. |
| 4 " | " | Heinrich Wallner. |
| 5 " | " | Die segensreiche Wallfahrt zum heiligen Grabe. |
| 6 " | " | Der Sohn der Griechin. |
| 7 " | " | Die Frühstücke der blinden Großmutter. |
| 8 " | " | Das Leben eines Heimathlosen. |
| 9 " | " | Der Neujahrsabend zu Lausanne. |
| 10 " | " | Susanna Frohberg. |
| 11 " | " | Die Gräfin von Seeburg. |
| 12 " | " | Joseph, oder ein Jahr aus dem Leben eines Priesters. |

☞ Da jedes Bändchen ein für sich bestehendes Ganzes bildet, so wird auch jedes einzeln ohne Preiserhöhung abgelassen, und da dieses Unternehmen bereits so vielfache Theilnahme gefunden, wird es in der Art auch regelmäßig fortgesetzt, daß im Laufe jeden Jahres etwa 2 bis 4 neue Bändchen erscheinen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Lehrreiche
# Abendunterhaltungen
für
# Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

---

Zehntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

---

Augsburg 1848.
Verlag von Lampart & Comp.

S. 137.

C. Hocker inv. Stich u. Druck d. Kunst-Anst. v. C. Dittmarsch u. Cie in Stuttg.

Verlag von Lampart u. Cie in Augsburg.

# Susanna Frohberg,

oder

## Die Religion gibt Glück und Frieden.

---

Eine Erzählung aus dem Leben

für die

reifere Jugend und für Erwachsene.

Von

Franz Moriz Berg,

Verfasser des „Friedrich Wallner.“

Mit einem Vorwort

von

Dr. Johann Evangelist Stadler,

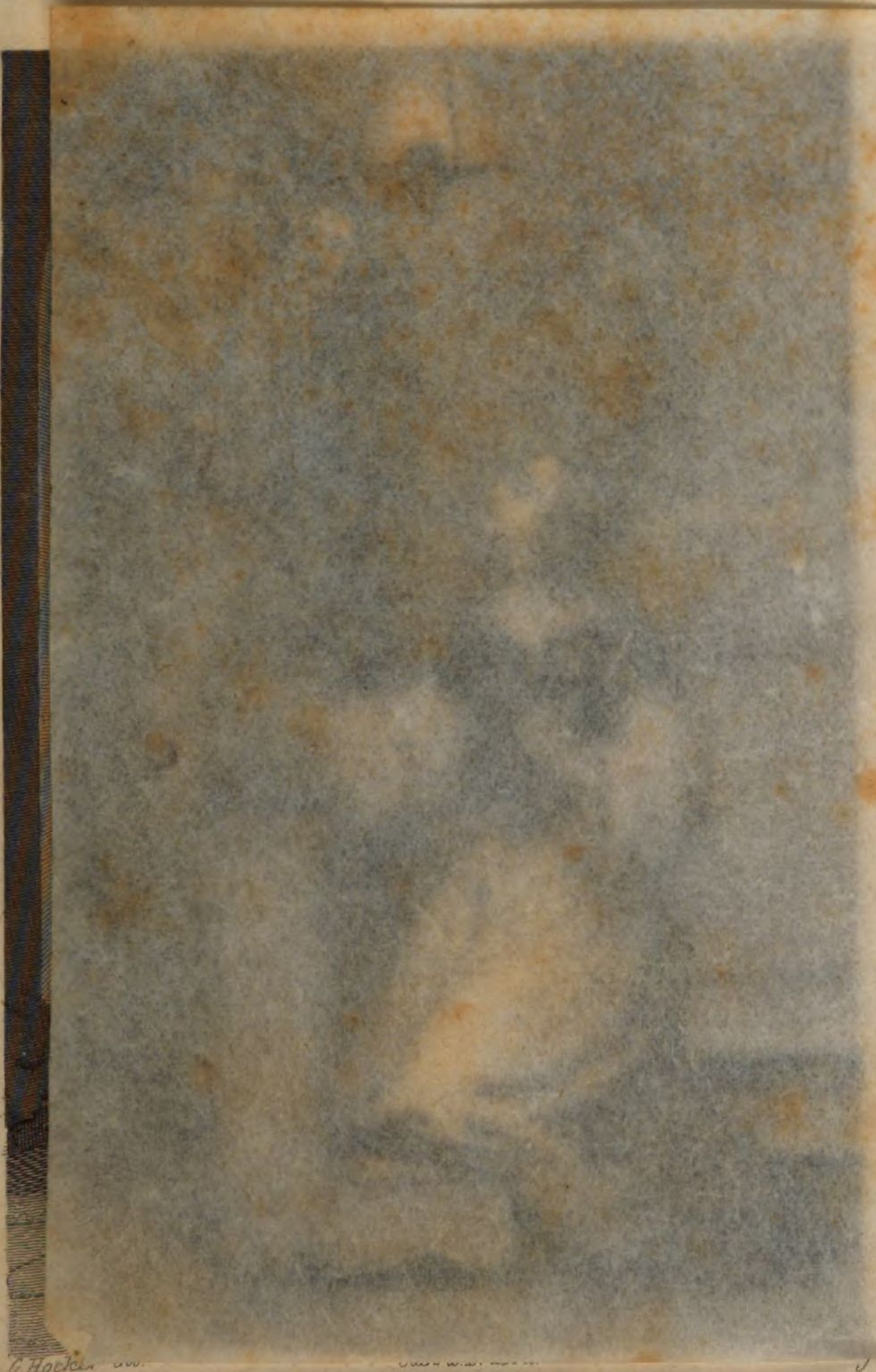
Domkapitular in Augsburg.

Mit einem Stahlstich.

---

Augsburg 1848.

Verlag von Lampart & Comp.



Verlag von Lampart u. Cie in Augsburg.

# Susanna Frohberg,

oder

# Die Religion gibt Glück und Frieden.

---

Eine Erzählung aus dem Leben

für die

**reifere Jugend und für Erwachsene.**

Von

**Franz Maria Brug,**

Verfasser des „Heinrich Wallner.“

Mit einem Vorwort

von

**Dr. Johann Evangelist Stadler,**

Domkapitular in Augsburg.

Mit einem Stahlstich.

---

Augsburg 1848.

**Verlag von Lampart & Comp.**

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorwort.

Der Verfasser und der Verleger der vorliegenden Erzählung haben mich ersucht, dieselbe mit einem Vorworte in die Welt zu begleiten, und die Gründe, mit welchen sie ihr Ansuchen unterstützten, waren so gewichtig, daß ich nicht umhin konnte, denselben Gehör zu schenken.

Ich konnte mich dazu auch um so leichter entschließen, da diese Erzählung von der Art ist, daß sie

mit gutem Gewissen auf's Beste empfohlen werden kann.

„Susanna Frohberg" bildet ein schönes Seitenstück zum „Heinrich Wallner", welcher vom nemlichen Verfasser in gleichem Verlage erschienen ist und in der Lesewelt viel Glück gemacht hat. Ich zweifle nicht, daß dieses auch bei der „Susanna Frohberg" der Fall sein werde; denn diese Erzählung ist nicht blos bezüglich der Form sehr anziehend und beurkundet das Talent des Verfassers als Jugendschriftsteller, sondern sie ist auch bezüglich des Inhaltes sehr unterhaltend und belehrend, und ganz in religiösem Sinne und Geiste gehalten.

Die Heldin der Erzählung (Susanna Frohberg) ist als ein edles Wesen dargestellt, das alle

Nachahmung verdient. Ihr Herz ist fest in Gott gegründet, zu welchem sie in allen Verhältnissen des Lebens ihre Zuflucht nimmt, auf welchen sie alles bezieht. Darum verliert sie auch nie den Muth, wenn gleich viele herbe Schicksalsschläge sie treffen. Sie hofft stets auf den Herrn, und Er läßt sie auch nicht zu Schanden werden.

Die ganze Erzählung weiset darauf hin, was der Titel sagt, daß „die Religion Glück und Frieden gibt", und diese Wahrheit kann besonders in unseren Tagen nicht oft genug wiederholt und vorzüglich der leselustigen Jugend zum Bewußtsein gebracht werden. Deßwegen glaube ich, daß diese Erzählung nicht blos eine angenehme Unterhaltung, sondern auch in sittlich-religiöser Beziehung großen Nutzen gewähren werde.

Möge sie daher recht viele freundliche Leser und Leserinnen finden, welche die darin enthaltenen guten Lehren zu Herzen nehmen und im Leben anwenden!

Augsburg, am Feste des hl. Joseph 1848.

**Dr. Joh. Evang. Stadler,**

Domkapitular.

## Erstes Kapitel.

### Die Ueberschwemmung.

Susanna, des Försters Froherg siebenzehnjährige Tochter, schlief beschirmt von ihrem Schutzengel, dessen Beistand sie wie immer angefleht, ehe sie sich zur Ruhe begeben hatte, in ihrer Kammer den süßen Schlaf der Unschuld, als sie von einem Lichte geblendet plötzlich aufwachte und ihren Vater vor dem Bette stehen sah, der völlig angekleidet war und eine Laterne in der Hand trug. „Stehe auf, Susanna," sprach Frohberg; „von den Kirchthürmen der nahen Dörfer heult schauerlich die Sturmglocke, und vom Thale herauf hört man das Wasser fürchterlich brausen. Der Strom, der gestern schon hoch angeschwollen war, scheint seine Ufer überstiegen und das Thal überschwemmt zu haben. Ich will hinuntergehen nach Wallendorf zu deinem Großvater, um ihm Hilfe zu leisten, da seine Wohnung nahe am Flusse steht. Ich hoffe, in einigen Stunden wieder zu Hause zu seyn; der alte Robert und Tyras bleiben zu deinem Schutze zurück." Nach diesen Worten drückte er einen väterlichen Kuß auf die reine Stirne des Mädchens und ging.

Wie hätte Susanna bei der Gefahr, die in diesem Augenblicke ihre Großeltern und so viele andere Menschen bedrohte, die im Thale wohnten, im Bette bleiben und schlafen können? Sie stand also auf, obwohl der Anbruch des Tages noch ferne war, kleidete sich an, verrichtete ihr Morgengebet, in welchem sie auch fürbittend des Unglücks

der Thalbewohner gedachte, und lehnte sich dann schauend und horchend ins Fenster, welches die Thalseite beherrschte.

Des Försters Wohnung lag auf einem Berge, welcher einen Theil der Gebirgskette bildete, die das Land durchschnitt, und an deren Fuße sich eine weite fruchtbare, mit zahlreichen Dörfern und Weilern bedeckte Ebene weithin erstreckte. Der breite, schiffbare Strom, welcher durch die Ebene floß, macht gegen den Berg hin, auf dem das Försterhaus stand, eine weite Krümmung, und zwischen ihm und dem Flusse liegt das große Kirchdorf Wallendorf, in welchem Konrad Frohberg, der betagte Vater des Försters, schon seit vielen Jahren segensreich als Schullehrer wirkte. Der Fluß hatte nur sehr flache Ufer, und diese waren daher stets Ueberschwemmungen ausgesetzt, gegen welche die Dorfbewohner ihr Eigenthum durch Dämme und andere Wasserbauten zu schützen suchten. In diesem Jahre waren aber die Gewitter häufiger und stärker als jemals; heftige Regengüsse hatten schon mehrmals den Fluß hochangeschwellt, und am Abende, welcher der Nacht vorherging, in der unsere Geschichte beginnt, sahen die Dorfbewohner mit Angst und Sorge das Wasser seine Ufer übersteigen. Alle Vorkehrungen, die sich sonst immer bei solchen Gelegenheiten als nothwendig bewiesen hatten, waren getroffen, um der drohenden Gefahr entgegenzuwirken, die Kähne in Bereitschaft, die untern Räume der Häuser geleert und das Vieh in die Scheuern in Sicherheit gebracht, die am äußersten Ende des Dorfes lagen, wo dieses sich bereits die Anhöhe hinaufzog. Doch was vermögen die Kräfte der Menschen, wenn der Himmel seine Strafruthe zeigen will, wenn er seinen Elementen gebietet, die Menschen an Reue und Buße zu mahnen?

Das Wasser war am Abende seit dem Mittage nicht höher gestiegen, die Dorfbewohner hatten sich schon der Hoffnung hingegeben, die Sonne des nächsten Morgens werde es in seine Ufer zurückgekehrt finden, Weiber, Kinder und Greise überließen sich unbesorgt der Ruhe der Nacht, und nur die kräftigeren, jüngeren Männer blieben wach, um für jeden Fall bereit zu seyn. Da brach noch vor Mitternacht das Gewitter, welches seine drohenden Wolken schon den ganzen Tag hindurch auf den höchsten Punkten der Gebirgskette gesammelt hatte, mit furchtbarer Gewalt los, Blitz auf Blitz, Donner auf Donner folgten in kaum merkbaren Zwischenräumen aufeinander, und aus dem düstern, weit herniederhangenden Wolkengewölbe stürzte eine Wasserfluth herab, welche allein schon und ohne das Wasser des Stromes das Dorf zu überschwemmen vermocht hätte. Aber nun trat auch dieser aus seinen Ufern, das furchtbare Element spottete der schwachen Werke menschlicher Hände, und in einer kürzeren Zeit, als man für möglich gehalten hätte, stand das Dorf unter Wasser, und dieses stieg von Minute zu Minute immer höher.

Als der Förster Frohberg die Häuser des Dorfes erreicht hatte, welche auf dem Abhange des Berges standen und nicht von der Wasserfluth erreicht wurden, konnte er bei dem Leuchten der Blitze die ganze fürchterliche Scene überschauen. Die Ueberschwemmung hatte schon schreckliche Verheerungen angerichtet: die Häuser des tiefer liegenden Theiles des Dorfes standen bis zur Höhe von 4—5 Schuh im Wasser, Geräthschaften aller Art schwammen umher, und von allen Seiten ruderten Kähne heran mit Weibern und Kindern gefüllt, die in den höher liegenden Häusern oder auf dem Berge eine Zufluchtsstätte suchen wollten.

Das Schulhaus lag nicht ferne vom Ufer des Stromes und war also den Angriffen desselben am ersten ausgesetzt.

Vergebens forschte Frohberg, ob die Bewohner des Schulhauses sich gerettet hätten; Niemand konnte ihm Auskunft geben, was aus seinem Vater und seiner blinden Mutter geworden wäre, da das so plötzlich eingetretene Unglück alle Bewohner des Dorfes getroffen hatte, und jeder Einzelne sich nur mit sich und der Rettung seines Eigenthums beschäftigen konnte. Er war nicht lange unschlüssig, was da zu thun wäre; mehrere wackere Bursche, die den Unterricht des alten Frohberg genossen hatten und ihn wie einen Vater liebten, boten ihm ihre Hilfe an, und nach wenigen Minuten stießen zwei Kähne, von rüstigen, des Ruderns kundigen Händen geführt, vom Lande ab und durchschnitten die brausenden Wogen. Die Strecke, welche die Schiffer zurücklegen mußten, war bedeutend, und der dunkle Nachthimmel, der wie ein Trauermantel über der Erde hing, und nur oft durch falbe Blitze zerrissen wurde, denen heftige Donnerschläge folgten, und das Heulen des Sturmes vermehrten die Schrecken dieser furchtbaren Scene. Die Schiffer hatten alle Kraft und Aufmerksamkeit anzuwenden, daß ihre Kähne nicht von den Wellen, welche der Sturm peitschte, umgestürzt wurden oder auf einen vom Wasser bedeckten Gegenstand stießen und umschlugen. Die ganze Wasserfläche war mit Trümmern bedeckt, und wenn das Leuchten der Blitze die Dunkelheit auf Augenblicke unterbrach, sahen sie auf den Dächern der Häuser, an denen sie vorüberfuhren, händeringende Menschen, deren Hilferuf der heulende Sturm übertäubte. Nach vielen überstandenen Gefahren gelangten sie endlich an das Schulhaus, dessen oberes Stockwerk das Wasser schon erreicht hatte. Man vernahm kein Le-

benszeichen im Hause, und der Förster hoffte schon, seine Eltern befänden sich bereits in Sicherheit. Als er jedoch, um Gewißheit darüber zu erlangen, seinen Kahn an das Kreuz des Fensters befestigte und ins Zimmer stieg, sah er bei dem schwachen Scheine eines dem Verlöschen nahen Lämpchens seinen siebenzig Jahre alten Vater betend am Bette knieen, in welchem seine blinde Mutter lag. Der alte Frohberg hatte zwar viele Ueberschwemmungen erlebt, von welchen aber keine eine so hohe Stufe erreichte, so daß er am Abende vorher die Gefahr für nicht so dringend hielt, und so war es gekommen, daß er versäumte, ihr früher zu entfliehen, und als das Wasser endlich immer höher stieg und ihn an die Flucht mahnte, fand er den Kahn nicht mehr, den vermuthlich die Gewalt der steigenden Fluth losgerissen und fortgeführt hatte, und er mußte nun sein und seiner Frau Schicksal dem allbarmherzigen Vater im Himmel anheimstellen, der ihnen nun auch in der Person seines Sohnes einen rettenden Engel sandte.

Es war auch wirklich die höchste Zeit; denn schon gaben sich Zeichen kund, daß das Gebäude beschädigt sey und einzustürzen drohe. Der Förster schaffte mit seinen rüstigen Begleitern seine Mutter in den einen und seinen Vater in den andern Kahn, und kaum befanden sich die Schiffe in einiger Entfernung vom Hause, als dieses krachend einstürzte und bis auf mehrere Balken und Holztrümmer, die auf dem Wasser schwammen, verschwunden war.

Das Gewitter hatte zwar indessen etwas nachgelassen, der Donner grollte nur noch in der Ferne, und im Osten wollte die Morgendämmerung durchbrechen, aber noch war der Himmel mit einer grauen Wolkendecke verhüllt, noch

fiel der Regen in Strömen herab, und ein heftiger Sturmwind wühlte das Wasser zu hohen Wellen auf, welche die leichten Kähne in jedem Augenblicke umzustürzen und deren Inhalt zu verschlingen drohten. Es bedurfte aller Kraft, Anstrengung und großer Vorsicht, um hier einer drohenden Welle, dort einem mit Gewalt heranstürmenden Balken auszuweichen, oder das Zweiggewirre eines aus dem Wasser hervorragenden Baumes zu vermeiden, und schon waren sie nicht mehr ferne vom sichern Ufer, als plötzlich der Kahn, in welchem sich der alte Frohberg befand — der Förster selbst lenkte den Kahn, in welchem seine blinde Mutter lag — auf irgend einen Gegenstand unter dem Wasser stieß und umschlug.

Der Förster hatte diesen Unfall kaum gesehen, als er sein Ruder wegwarf, seinem Begleiter zurief, den Kahn vollends an das Ufer zu bringen, und als ein gewandter Schwimmer ins Wasser sprang, um seinen Vater zu retten, der dem Versinken nahe war. Glücklich brachte er den alten Mann in den von den Ruderern inzwischen wieder umgelegten Kahn, und indem er ihm eben folgen wollte, riß eine heranstürzende Welle ihn weit hinweg, und er verschwand. Man hatte vom nahen Ufer aus die ganze Scene beobachten können; schon als der Kahn umschlug, eilten mehrere andere Kähne von dort zur Hilfe herbei; man sah den Förster in einiger Entfernung auf der Oberfläche des Wassers wieder zum Vorschein kommen, doch als man ihn endlich in einen Kahn gezogen hatte, war er eine Leiche, und der Wiederbelebungsversuch, den man am Lande mit ihm vornahm, blieb ohne Erfolg.

Susanna lehnte inzwischen betend am Fenster des Försterhauses, welches die Aussicht auf das Thal ge-

währte, und suchte mit ihren Blicken das Dunkel der Nacht zu durchdringen. Furchtbar tönte das Rauschen des Wassers, vermischt mit dem Gekrache der einstürzenden Häuser und dem Hilfs- und Wehe-Geschrei der Verunglückten aus dem Thale zu ihr hinauf und erfüllte ihr Herz mit Angst und Schrecken. Sie hatte bei den Ursulinerinnen in der nahen Stadt eine fromme Erziehung erhalten; sie wußte, an wen der Christ in der Zeit der Trübsal und Noth sich wenden müsse, und als die nächtliche Einsamkeit, in der sie sich befand, ihr Entsetzen und den Schrecken, der rings um sie herrschte, noch immer mehr steigerte, da suchte sie Trost bei Dem, der sie der aufrichtigen, vertrauenden Bitte stets gewährt, den die Menschen aber, wenn sie bedrängten Herzens sind, so oft und so leicht vergessen.

„Mein Vater im Himmel,“ betete sie mit frommer Innigkeit, „der du uns diese Schrecken sandtest, du weißt am Beßten, warum du sie uns sandtest, und gelobt sey auch beim Rollen des Donners und beim Brausen des Wassers dein heiliger Wille; aber wenn deine göttliche Absicht erfüllt ist, dann wende uns wieder deine Gnade zu; sieh unser schwaches Herz, und verderbe uns nicht in deinem Grimme! Und du, o gnadenreiche Mutter des Herrn, die du keine Bitte unerhört läßst, welche ein von Andacht und Vertrauen erfülltes Herz an dich richtet, sey unsere Fürsprecherin bei deinem göttlichen Sohne und erfülle unser zagendes Herz wieder mit Trost und Zuversicht!“

Noch lange betete sie auf diese Weise und bat Gott um Stärke, alles, was sein Wille ihr aufzuerlegen für gut finden werde, stets mit Ergebung und im Bußgeiste ertragen zu können, und als sie sich endlich erhoben hatte

und wieder ans Fenster getreten war, da schien ihr mit dem Aufflammen des ersten Strahles der Morgenröthe, der durch den Wolkenschleier brach, Trost und Ruhe in die beklommene Brust zu kommen, und sie fühlte sich wie neu belebt und stark, die Schickungen des Himmels, mochten sie auch noch so schmerzlich für sie seyn, mit Standhaftigkeit zu ertragen; wußte sie doch, daß sie von einem Vater kämen, der das Heil und nur das Heil seiner Geschöpfe will.

Die Arme wußte nicht, wie sehr sie im nächsten Augenblicke schon dieser himmlischen Stärkung bedürfen werde.

Tyras, der treue Haushund, hatte das fremdartige Geräusch, das im Thale laut war, die ganze Nacht hindurch in Unruhe versetzt, und er bellte unaufhörlich; jetzt aber schlug er heftiger als früher an, und Susanna am Fenster hörte deutlich die Schritte eines Mannes, der den Berg herauf kam und sich dem Försterhause näherte. Der alte Robert ging dem Nahenden entgegen, und beide traten leise sprechend in das untere Zimmer. Als Robert noch immer nicht heraufkommen wollte, um ihr die Nachrichten mitzutheilen, die der Mann ganz gewiß gebracht haben mußte, und sie von den Vorgängen im Thale in Kenntniß zu setzen, ging Susanna endlich hinab, um zu erfahren, wie es unten im Dorfe und mit ihren Verwandten stehe. Als sie in das Zimmer trat, wo sich Robert und der Mann aus dem Dorfe befanden, fuhren beide erschrocken auseinander, doch sie merkte es nicht, sondern fragte sogleich, ob ihre Großeltern keinen Schaden erlitten hätten, und wo ihr Vater wäre.

„Ihre Großeltern," sagte der Mann, in welchem Susanna den Besitzer eines der höher gelegenen Häuser des Dorfes erkannte, verlegen Robert ansehend, „Ihre

Großeltern sind in meinem Hause geborgen; das Schulhaus hat das Wasser niedergerissen, und Herr Frohberg kam noch gerade zur rechten Zeit, um Vater und Mutter vom unvermeidlichen Tode zu retten, dem sie hätten erliegen müssen, da sie die Größe der Gefahr nicht gekannt haben und zu lange im Hause verweilten."

„Und mein Vater?“ fragte Susanna hastig.

„Nun Ihr Vater — die Jungfer soll hinabkommen, läßt ihr der Großvater sagen.“

Die arglose Susanna fragte nicht weiter, sondern eilte dem voranschreitenden Boten in das Dorf nach. Bei den Häusern, welche das Wasser nicht hatte erreichen können, fand sie eine große Menge Leute versammelt, welche mit Jammergeschrei theils den Verlust an Hab und Gut, theils vermißter Angehörigen beklagten. Als Susanna sich durch die Menge drängte, um in das Haus zu kommen, das ihr als der Aufenthalt ihrer Großeltern bezeichnet worden war, richteten sich die Blicke Vieler mitleidig auf sie, doch sie bemerkte es nicht und trat in das Zimmer, wo sie die Großeltern im Bette liegend fand. Sie eilte auf sie zu, drückte ihnen ihre Freude über ihre Rettung aus und wollte eben nach ihrem Vater fragen, als der Großvater mit oft unterbrochener Stimme und mit Thränen in den Augen, indem er die Hände faltete und seinen Blick nach oben wandte, folgende Worte an sie richtete:

„Mein Kind! die Fügungen Gottes sind wunderbar, und wenn der beschränkte menschliche Verstand auch des Höchsten Absichten nicht zu durchdringen vermag, so müssen diese doch höchst weise seyn, da sie von ihm kommen, der unser Heil und immer nur unser Heil bezwecken will. Was uns seine Weisheit daher immer senden mag, neh-

men wir es als ein Geschenk seiner Vatergüte dankbar an, das Gute ohne Selbstdünkel, das Schlimme mit Ergebung; weinen wir die Thräne des Schmerzes oder der Freude, je nachdem unser schwaches Menschenherz diese oder jenen empfindet, aber ist der menschlichen Natur ihr Zoll entrichtet, dann mögen uns die Schickungen Gottes zur Befestigung im Glauben, zu unserm ewigen Heile dienen. Du bist in diesen Grundsätzen erzogen, meine Tochter, und Gott sendet dir nun Gelegenheit, durch die That zu beweisen, ob diese Grundsätze auch Früchte bei dir tragen."

Nach dieser Einleitung erzählte er ihr das Schicksal ihres Vaters und wie er in treuer kindlicher Hingebung und Aufopferung den Tod gefunden habe.

Susanna sank, als sie erfuhr, daß sie nun eine Waise sey — ihre Mutter war schon vor mehreren Jahren gestorben — am Bette des Großvaters unter stürzenden Thränen auf die Kniee nieder, und als er nun endete, fragte sie nach der Leiche des theuern Vaters, um seinem Andenken den Tribut kindlicher Liebe und Dankbarkeit darzubringrn. Man führte sie in die anstoßende Kammer, wo der Todte lag; weinend umfing die liebende Tochter den Leichnam ihres Vaters, der selbst das Opfer seiner kindlichen Liebe geworden war, und brachte lange Zeit unter Gebeten und Thränen bei ihm zu. Dann begab sie sich traurigen aber gefaßten Herzens zu ihren Großeltern zurück, die nun außer einem Bruder, welcher ferne war und dessen Aufenthalt sie nicht einmal kannte, alles waren, was sie auf der Erde Theueres besaß. Sie setzte sich zu ihnen, und sie sprachen leise miteinander, während sich das Zimmer nach und nach mit Leuten füllte, welche sich gegenseitig ihre Erlebnisse in dieser Schreckensnacht mittheilten. Eine Erzählung zog die Aufmerksamkeit Su-

sanna's besonders an, da sie ein Mädchen betraf, mit welchem sie durch innige Freundschaftsbande vereinigt war. Wir glauben, diese kleine Begebenheit werde auch für unsere Leserinnen Interesse haben, und theilen sie ihnen daher mit.

Klara Sommer war die Tochter des Schulzen vom Dorfe, welchen sein Beruf verpflichtete, in der Ueberschwemmungsnacht das allgemeine Eigenthum der Gemeinde vor Beschädigung zu schützen, uud vor allem die im Gemeindehause aufbewahrten Dokumente und Kassen in Sicherheit zu bringen. Nachdem er also seinen Söhnen den Auftrag ertheilt hatte, für das eigene Haus und dessen Inhalt zu sorgen, im Falle es nöthig seyn sollte, begab er sich an die Orte, wohin ihn seine Pflicht rief. Da das Haus des Schulzen in der Mitte des Dorfes lag, wo noch keine der bisher erlebten Ueberschwemmungen großen Schaden angerichtet hatte, so war Klara's verheirathete Schwester schon am Abende vorher mit ihren kleinen Kindern zu ihrem Vater geflüchtet, während deren Mann seine Habe nach und nach in Sicherheit brachte. Als aber das Wasser nun immer höher und höher stieg und auch der Aufenthalt im Hause des Schulzen mit Gefahr verbunden war, da brachten die Söhne desselben ihre verheirathete Schwester und deren Kinder auf Kähnen an sichere Orte. Das jüngste dieser Kinder war Klara's Pathchen; sie hatte es zu sich ins Bette genommen, und als sie endlich von einem seltsamen Geräusche erweckt aufstand, fand sie zu ihrem Entsetzen, daß das Wasser bereits in ihre Kammer gedrungen war, und das Haus wanke. In der Verwirrung der eiligen Flucht hatte jeder ihrer Brüder geglaubt, Klara sey mit dem Kinde von dem andern gerettet worden, und da sie in

dieser Nacht nicht mehr zusammentrafen, so waren sie alle der Meinung, sie befinde sich in Sicherheit. Klara erkannte sogleich die Größe der Gefahr, in welcher sie sich befand; sie bedeckte sich daher schnell mit den nöthigen Kleidungsstücken, hüllte das Kind in Kissen ein, und stieg auf das Dach hinaus, das sich unmittelbar über ihrer Kammer erhob und zum Glücke ziemlich flach war, so daß sie auf ihm bequem sitzen konnte. Nur wenige Fuß von der tobenden Fluth entfernt, unter sich das in seinem Grunde erschütterte, wankende Gebäude, oder sich den unaufhörlich von Feuerzacken zerrissenen Gewitterhimmel, aus dem der Regen in Strömen herabstürzte, ein weinendes Kind im Arme, das noch nicht ein Jahr alt war, — in dieser schrecklichen Lage wandte sich das Mädchen flehend zur Himmelskönigin um Schutz und Hilfe, und, ein inniges Gebet aus der reinen jungfräulichen Seele zum Allvater emporsendend, verzagte sie nicht im Sturme und Gewitter, und hoffte mitten unter so vielen Gefahren, die sie jeden Augenblick in das Wellengrab zu stürzen drohten, auf Den, dem ihre Noth nicht unbekannt war. So saß sie beinahe zwei Stunden; ihre Kleider waren vom Regen durchweicht, und ihr Ruf nach Hilfe ging im Brausen der Wellen und des Sturmes unter, da krachte es neben ihr fürchterlich; das Haus barst nur zwei Schritte entfernt von dem Platze, wo sie saß, in zwei Theile; der eine stürzte mit gewaltigem Getöse in die Fluth, der andere aber, aus dem sich der Schornstein erhob, an dessen Mauer sie sich anlehnte, blieb wie in Folge eines Wunders stehen. Klara war vom Schrecken wie gelähmt und einer Ohnmacht nahe; krampfhaft drückte sie das Kind an ihre Brust, da hörte sie plötzlich Stimmen in der Nähe, die

Todesangst gab ihrem Hilferufe Kraft, und bald erblickte sie am Rande des Daches den Kopf eines Mannes, welcher durch die Dunkelheit hinaufrief, wer auf dem Dache sey. Klara erkannte die Stimme ihres Vaters, der nach Besorgung seines amtlichen Geschäftes nach seinem Hause sehen wollte, ohne daß er auch nur im Entferntesten ahnete, daß hier eines der Seinigen in Todesgefahr schwebe. Ihr Schutzengel hatte ihn ihr gesandt, dessen war sie gewiß, und als jetzt der rettende Kahn sie und das Kind aufnahm, da war es ihr Erstes, Gott, seiner heiligen Mutter und ihrem Schutzengel für die wunderbare Rettung zu danken.

---

## Zweites Kapitel.

### Eintritt in die Welt.

Die Morgensonne, welche endlich die sich in die Ferne wälzenden Gewitterwolken durchbrach, beleuchtete einen Schauplatz voll Gräuel und Schrecken, welche die Ueberschwemmung verursacht hatte. Das Wasser sank allmählich, aber noch bedeckte es in einer Höhe von 5—6 Schuhen den Boden, und nahm man jetzt schon so viele Verwüstungen wahr, welche sollten erst zum Vorschein kommen, wenn sich das Wasser einmal ganz verlaufen haben würde! Die Fluthen hatten den Grund der meisten Häuser unterwühlt, und viele waren ganz oder theilweise eingestürzt; die ganze Oberfläche des Wassers war mit schwimmenden Geräthschaften bedeckt, viele hatte der Strom entführt, und eine Menge Leute in

Kähnen waren beschäftigt, sie aufzufangen. Schon an diesem Abende zählte man 12 aufgefundene Leichen, meistens Greise, Weiber und Kinder, welche die Opfer dieser unglücklichen Nacht geworden waren.

Am Morgen des dritten Tages endlich war der Strom wieder in seine Ufer zurückgetreten und das Thal bis auf einige wenige Stellen, welche noch große Pfüzen bildeten, von Wasser frei. Den Schaden, welchen die Ueberschwemmung angerichtet hatte, konnte man jetzt erst in seiner ganzen Größe ermessen. Alle Felder im Thale, auf welchem das Getreide schon zu reifen begonnen hatte, waren verwüstet, der fruchtbaren Erde beraubt, zerrissen und versandet. Eben so war es mit den Obst- und Gemüsegärten, und es bedurfte voraussichtlich mehrerer Jahre der angestrengtesten Arbeit und des reichsten himmlischen Segens, um den unermeßlichen Schaden, welchen die Ueberschwemmung an jeder Art des Eigenthums angerichtet hatte, wieder gut zu machen.

Am Nachmittage des dritten Tages bewegte sich ein langer Trauerzug die Anhöhe hinan, auf welcher der Gottesacker des Dorfes lag. Ein und zwanzig Särge wurden hinausgetragen an den stillen Ort des Friedens, denen beinahe die ganze Bevölkerung des Dorfes folgte, denn es gab wenige Familien, die nicht irgend eines ihrer Theuern unter den Opfern jener schrecklichen Nacht zählten. Nachdem die Todten, unter welchen sich auch Susanna's Vater befand, unter dem Segen und dem Gebete des würdigen Pfarrers des Ortes der geweihten Erde übergeben waren, versammelte der greise Geistliche die Trauernden an jener Stelle des Gottesackers, wo das Kreuz des Erlösers, das heilige Zeichen des Christen und die Bürgschaft seines Heiles, aufgerichtet stand,

und hielt eine Rede an sie, worin er der Tugenden der Heimgegangenen, ihrer menschlichen Schwächen gedachte, und sie dem Andenken der Zurückgebliebenen und ihrem frommen Gebete empfahl. Zuletzt sprach er in ergreifenden Worten von dem Ziele und dem Ende aller Dinge, von dem Tode, der Allen, und Vielen unerwartet, bevorstände, und ermahnte die Versammlung, so zu leben, daß sie jeden Augenblick bereit wären, ihm ohne Zagen und Furcht und im Vertrauen auf die Allbarmherzigkeit Gottes ins Auge zu blicken.

Susanna wankte, an ihrem Arme den Großvater geleitend, dem Hause zu, das dieser einstweilen zum Aufenthalte gewählt hatte. Am darauffolgenden Tage begab sie sich in das Försterhaus zurück, um da ihr kleines Eigenthum zu ordnen und das Haus dann auf immer zu verlassen. Beklommenen Herzens stieg sie den Berg hinan, und als sie das Haus betrat und der alte Robert ihr trüben Blickes entgegen kam, da stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und sie rang lange nach Fassung, ehe sie auf die Worte des Mitleids, durch welche der ergraute treue Diener ihres Vaters sie zu trösten suchte, etwas erwiedern konnte. Als sie nach und nach die verschiedenen Räume betrat, in denen sie noch erst vor einigen Tagen so fröhlich gelebt und gewirkt hatte, und sich die heitern Stunden ins Gedächtniß zurückrief, die ihr hier im häuslichen Stillleben entschwunden waren, da drängte es sie, einen Blick nach Oben zu werfen und Gott zu bitten, ihr Ruhe und Ergebung zu verleihen. Gott erhörte ihre Bitte, der Engel des Friedens senkte sich nieder in ihre Seele, und sie fand Trost in dem frommen Glauben, daß wir nur Pilger sind auf dieser Erde und für ein schöneres, besse-

res Leben bestimmt, wenn wir unsere Wanderschaft ruhmvoll vollendet haben.

Die Gutsherrschaft hatte bereits einen andern Förster an die Stelle von Susanna's Vater ernannt, und dieser traf nach Verlauf von einigen Tagen ein. Er kaufte die Geräthschaften, die sich im Hause befanden, und Susanna rüstete sich, dieses zu verlassen. Vorher besuchte sie noch alle ihre Lieblingsplätze, wo sie so oft geweilt, wo sie mit den Vögeln des Waldes und der Lerche des Feldes um die Wette Lobgesänge zum Schöpfer hatte aufsteigen lassen, die Waldwiese, durch welche sich ein murmelnder Bach schlängelte, die Schattengänge unter den dicht belaubten Buchen und so manchen andern traulichen Ort, wo sie sich glücklich gefühlt hatte. Wir wollen es der armen Susanna nicht verdenken, wenn sie überall ihre Thränen fließen ließ, und der Abschied ihr schwer wurde.

Ihre Kleider und Wäsche, ihre Sparpfenige, einige Andenken an Vater und Mutter, und noch so manches andere, wenn auch noch so werthlose Erinnerungsstück sandte sie hinab ins Dorf zu den Großeltern und machte sich endlich selbst dahin auf den Weg, noch oft seufzend zu dem Försterhause zurückblickend, bis dieses sich endlich mit seinem von Hirschgeweihen überragten Giebel im Buchenwalde verlor.

Susanna berieth mit ihren Großeltern, was sie nun beginnen sollte, und man beschloß, daß sie mit dem Großvater sich auf ein nahe liegendes Schloß zur Gräfin Bergheim begeben sollte, welche eben ein gut erzogenes und wohl unterrichtetes Mädchen suchte, dem sie die erste Erziehung ihrer kleinen Töchter anvertrauen könnte.

Bis der alte Frohberg und Susanna das Schloß der Gräfin erreicht haben, wollen wir unsere Leserinnen noch mit einer andern Person bekannt machen, die ebenfalls eine Rolle in unserer Geschichte spielen wird, bisher aber nur flüchtig erwähnt worden ist.

Susanna hatte einen Bruder, welcher mehrere Jahre älter war als sie, und Friedrich hieß. Er hatte auf der Landesuniversität drei Jahre hindurch das Forstwesen studirt und war dann in das Haus seines Vaters zurückgekehrt, um sich unter dessen Leitung dem praktischen Forstdienste zu widmen. Als der Stolz und die Freude des Vaters verließ er das väterliche Haus, als sein Schmerz und Gram kehrte er in dieses zurück. Er war nämlich auf der Universität in die Hände sittenloser Verführer gerathen, welche ihm die guten Grundsätze, die er von seinen Lehrern von Jugend an empfangen hatte, aus dem Herzen rissen und ihn zum Trinken, Spielen und zu Ausschweifungen aller Art verleiteten. Im väterlichen Hause konnte er die begonnene Lebensweise nicht fortsetzen, da er auf dem Lande weniger Gelegenheit dazu hatte, und sein Vater zu sehr auf Zucht und Sitte hielt, als daß er die Ausschweifungen seines Sohnes geduldet hätte. Nach einem heftigen Auftritte, welcher zwischen Vater und Sohn statt fand, weil letzterer oft im Zustande der Betrunkenheit nach Hause kam, entfernte sich Friedrich heimlich vom Hause, indem er einen Brief zurückließ, worin er schrieb, es sey ihm zu enge im Vaterhause und in der Heimath, und es dränge ihn, fremde Länder zu sehen und da sein Glück zu suchen. Der alte Frohberg vermißte seinen Sohn nicht allein im Geschäfte, sondern es schmerzte ihn auch, daß der einst so sittenreine, bescheidene Jüngling auf einmal das gerade Gegentheil und ein Rauf- und Saufbold

und noch viel Schlimmeres geworden war. Friedrich hatte seit seiner Entfernung vom Hause nur ein Mal Nachricht gegeben und angezeigt, daß er sich in Rußland bei einem Grafen als Jäger befinde. Susanna befand sich während der Anwesenheit ihres Bruders im Pensionate der Ursulinerinnen und hatte ihn nun seit 6 Jahren nicht mehr gesehen.

Susanna und ihr Großvater fanden bei der Gräfin Bergheim die freundlichste Aufnahme. Die Gräfin prüfte sie selbst, und da sie fand, daß Susanna geläufig französisch sprach und sonst in allem unterrichtet war, was sie von der Erzieherin ihrer Kinder verlangte, so wurde sie als solche angenommen und festgesetzt, daß sie ihre Stelle sogleich antreten sollte.

Im Leben unserer Susanna trat nun ein neuer, wichtiger Abschnitt ein. Der Wille des Himmels hatte ihr den Vater geraubt, ihre Großeltern besaßen selbst nur ein kärgliches Auskommen, und sie mußte, wenn gleich noch im zartesten Alter der Jungfrau stehend, in die Welt hinaus, um sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Sie theilte dieses Loos mit so vielen Tausenden ihrer Schwestern, die kaum zu Jungfrauen emporgewachsen, den häuslichen Herd verlassen müssen, um fremden Leuten ihre Dienste zu widmen. Gehen sie auf diesem Wege auch meistens durch eine Schule bitterer Erfahrungen, haben sie auch oft mit einem harten, trüben Geschicke zu kämpfen, so wurzeln sie doch wie der dem Sturme ausgesetzte Baum tiefer im Boden des Lebens, sie gewinnen Thatkraft, Selbstständigkeit und Sicherheit des Benehmens, und gründen sie dieses auch noch auf die feste Grundlage der Religion, die sie vor Verirrungen vom Wege der Tugend bewahrt und ihnen im Leiden Trost gewährt, so sind sie

wahrlich beneidenswerth im Vergleiche mit jenen Mädchen, die im Schooße äußern Glanzes und scheinbaren Glückes erwachsen, in der Zeit der Prüfung und der Versuchung nicht zu widerstehen vermögen und im Sturme des Lebens und seiner Leidenschaften körperlich und geistig verderben. Preiset daher euer Geschick, ihr Töchter des Mittelstandes, statt das Loos euerer reichen, im Ueberflusse erzogenen Schwestern zu beneiden, preiset das eurige, denn es nöthigt euch zur Thätigkeit, zur Arbeit, damit ihr euern Lebensunterhalt gewinnet; vereinet ihr mit der Arbeit auch das Gebet, das sie euch leicht und angenehm macht, das euch auf dem Wege der Pflichterfüllung und jeder Tugend erhält, dann habt ihr den Zweck eueres Daseyns erreicht, und könnet am Abende eines thatenreichen Lebens — denn auch das Leben des Weibes ist großer Thaten fähig — dem Tode, der euch die Pforte eines schöneren, glücklicheren Lebens öffnet, mit Ruhe, ja mit Freude entgegen sehen.

Susanna befand sich, um nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu ihr zurückzukehren, nun im Schlosse der Gräfin Bergheim, und ihr Dienst bestand darin, die drei jüngsten Mädchen derselben, Kinder von 4—7 Jahren, zu pflegen und zu erziehen. Die Gräfin war in einem Alter von 28 Jahren Wittwe geworden und hatte sich bisher noch nicht zu einer zweiten Vermählung entschliessen können. Sie führte eine Lebensweise, wie Welt-Damen von Stand und Reichthum sie gewöhnlich zu führen pflegen; der Winter wurde in Glanz und Pracht in der Residenz, der Sommer auf dem Lande zugebracht. An auserlesener Gesellschaft fehlte es auf dem Schlosse nicht, Besuche wurden empfangen und gegeben, und das Leben, das man in der Residenz geführt hatte, ward so

viel als möglich, nur unter andern Formen, auf dem Lande fortgesetzt.

Susanna war von der Wichtigkeit ihres Berufes als Erzieherin innig durchdrungen, sie wußte, daß die Seelen der Kinder, weich wie Wachs, die in diesem Alter empfangenen Eindrücke ihr ganzes Leben hindurch bewahren, und strebte daher, ihnen nur Gutes einzuprägen und sie von jedem, auch dem geringsten schädlichen Einflusse ferne zu halten. War es ihr übrigens schon aufgefallen, daß die Gräfin sie nicht nach ihren religiösen Ueberzeugungen gefragt hatte, so wunderte sie sich noch mehr, daß ihre kleinen Zöglinge, und unter ihnen sogar die älteste, kaum einen Begriff von Gott hatten, noch weniger aber zu beten verstanden. Die Gräfin war um die Erziehung ihrer Kinder bisher wenig bekümmert und deren körperliche Pflege einer alten Kammerfrau anvertraut gewesen, welche sich damit begnügte, die Kinder körperlich zu pflegen und unter ihrer Aufsicht spielen zu lassen. An eine geistige Erziehung dachte Niemand, da die Kinder ohnehin, wenn sie das achte Jahr erreicht haben würden, einer adelichen Erziehungsanstalt anvertraut werden sollten, und die Gräfin vollkommen zufrieden war, wenn ihre Kinder im größten Putze erschienen, und sie in Gesellschaften mit ihrer körperlichen Schönheit prunken konnte.

Susanna begriff sehr gut, wohin eine solche Erziehung führen müsse, und selbst vortrefflich erzogen wollte sie nun von ihrer Erziehung die Anwendung auch auf ihre Zöglinge machen. Sie bewohnte mit den Kindern ein Haus im Garten, hatte eine eigene Bedienung und hoffte daher, ihren Plan um so erfolgreicher ausführen zu können. Sie begann damit, den Kindern von Gott zu erzählen, sie seine Eigenschaften kennen und zu ihm

beten zu lehren. Den Kleinen war dieses Alles ganz neu und wie alles Neue anziehend genug, um aufmerksam zuzuhören und alles genau zu behalten.

Eines Tages kam die Gräfin zufällig in das Gartenhaus, als Susanna den Kindern eben Religions-Unterricht ertheilte. Sie hörte einige Zeit lang zu und äusserte dann, als Susanna sie bei ihrem Weggehen begleitete, gegen diese: „Es ist recht gut, liebe Frohberg, wenn die Kinder auch von diesen Dingen etwas wissen, aber ich wünsche, daß sie den Unterricht in der Religion nicht zur Hauptsache machen möchten. Die Kinder sollen überhaupt in ihrem gegenwärtigen Alter nicht zu sehr durch Lernen angestrengt werden; wenn sie 8 Jahre alt geworden sind, müssen sie sich ohnehin mehr, als ihrer Gesundheit zuträglich ist, damit beschäftigen.“

Susanna hielt sich trotz der Gleichgültigkeit, welche die Gräfin in Bezug auf die Religion bewies, doch für verpflichtet, ihren Unterricht bei den Kindern auf die nämliche Art fortzusetzen, und der Pfarrer des Ortes unterstützte sie darin getreulich. Auch zeigten sich bald die segensreichen Folgen dieser Erziehungsweise, und die Kinder der Gräfin, welche früher alle Fehler besessen hatten, die verzogene Kinder zu besitzen pflegen, waren nun sanft, gehorsam und lernbegierig geworden. Selbst die Gräfin, konnte nicht umhin, Susanna dieser Erfolge wegen ihre Achtung zu bezeugen, obwohl sie der Meinung war, man hätte sie wohl auch auf andere Art erreichen können.

Auf diese Weise ging für Susanna der Sommer und Herbst in Ruhe und Frieden vorüber. Sie fühlte sich glücklich in dem Gefühle erfüllter Berufspflicht, und war ihr Wirkungskreis auch mit Verantwortlichkeit und Beschwerden mancher Art verbunden, er war ihr

dennoch lieb und theuer geworden, da er sie in den Stand setzte, in die empfänglichen Herzen unschuldiger Kinder den Samen des Guten auszustreuen. Ihr Großvater und ihre Großmutter waren inzwischen gestorben, und da von ihrem Bruder nicht die geringste Nachricht einging, so stand sie zwar nun allein auf der Welt, aber sie fühlte die Kraft in sich, die Gesinnungen von Tugend und Frömmigkeit, welche sie erfüllten, auch im Leben durch Handlungen zu beweisen, und ihre so ganz verwaiste Lage raubte ihr daher auch den Muth nicht, den Wechselfällen dieses Lebens standhaft entgegen zu sehen.

Man befand sich bereits in der zweiten Hälfte des Monats Oktober, und noch war die rauhe und feuchte Herbstwitterung, die gewöhnlich um diese Zeit herrscht, nicht eingetreten. Auf dem Schlosse Bergheim traf man nach und nach Anstalten, in die Residenz zurückzukehren; mehrere Wägen mit Effekten waren bereits dahin abgegangen, und ihnen folgte nun auch die Gräfin. Susanna mußte noch zurückbleiben, da noch Manches zu packen und anzuordnen war. Das Wetter war noch freundlich und milde, und die Gräfin ließ daher auch die Kinder noch zurück, die dann in 8 oder 10 Tagen, nachdem die Geschäfte im Schlosse beendiget wären, mit Susanna nachfolgen sollten.

Zwischen dem Fürsten des Landes und dem des des Nachbarstaates waren schon früher Streitigkeiten ausgebrochen, welche endlich eine Kriegserklärung herbeiführten. Man hoffte noch immer auf Erhaltung des Friedens, da die Unterhandlungen, wie man glaubte, noch nicht abgebrochen wären, als plötzlich und unerwartet ein feindliches Streifcorps über die Grenze brach, die sich unfern vom Schlosse Bergheim hinzog,

und die feindlichen Soldaten in diesem Quartier nahmen. Susanna mußte gemeinschaftlich mit dem Verwalter die Stelle der Herrschaft vertreten, und die unvermuthete Einquartirung der Soldaten und die Sorge für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse überhäufte sie mit einer Menge von Geschäften, welche sie verhinderten, den Kindern die gewöhnliche Aufmerksamkeit zu widmen. Sie vertraute daher die Aufsicht über selbe den Tag hindurch einem Dienstmädchen an, das sich schon seit mehreren Jahren im Dienste der Gräfin befand und deren volles Vertrauen genoß.

Die feindliche Reiterschaar blieb während der Nacht im Schlosse und brach in den ersten Morgenstunden auf, um tiefer ins Land einzudringen. Nach einigen Stunden kehrten sie jedoch wieder zurück, verfolgt von einer Reiter-Abtheilung des Landesfürsten. Im Dorfe angekommen setzte sie sich zur Wehre und zog sich fechtend in das alterthümliche Schloß zurück, dessen festes Thor der feindliche Anführer in Eile schließen und verrammeln lassen wollte. Noch ehe dieses ihm aber vollkommen gelungen war, drang die ihn verfolgende Reiterschaar ins Schloß ein, und im Hofe desselben fand nun ein Gefecht statt, welches mit der Niederlage der Feinde endigte. Der größte Theil derselben wurde gefangen, die übrigen lagen todt oder verwundet im Schloßhofe.

Diese eben so unerwartete als neue Scene brachte im Schlosse und Dorfe die größte Verwirrung hervor, und Susanna, welche ihre vollkommene Geistesgegenwart zu bewahren gewußt hatte, mußte alle Mühe anwenden, um mit Hilfe des Verwalters unter den Dienstleuten des Schlosses die Ordnung in so weit wieder herzustellen, daß die im Hofe liegenden Todten entfernt und die Ver-

wundeten untergebracht wurden, und die Sieger, die noch einige Stunden im Schlosse blieben, Erfrischungen und Speise erhielten. Nachdem dieses geschehen war, wollte sie nach den Kindern sehen, die sich, wie sie gewiß glaubte, bei jenem Dienstmädchen unter guter Aufsicht befanden. Wie erschrack sie aber, als das Mädchen ihr bestürzt entgegenkam und sagte, die Kinder seyen verschwunden, als sie sich vorhin nur einen Augenblick entfernt habe, um nach der Ursache des im Schloßhofe herrschenden Tumultes zu forschen, und sie habe selbe bereits im ganzen Hause und Garten vergebens gesucht. Susanna schickte sogleich alle Leute fort, deren sie im Augenblicke habhaft werden konnte, um die Kinder im Parke zu suchen, und stellte selbst die ängstlichsten Nachforschungen an. Die Kinder waren vorhin, durch den Lärmen im Schloßhofe neugierig geworden, dem Dienstmädchen unbemerkt gefolgt; da sie aber die Reiter aufeinander einhauen sahen, hatten sie sich aus Furcht auf einem Nebenwege in den Park geflüchtet, wo die Suchenden sie dann auch bis auf Cecilie, die jüngste, im Gebüsche versteckt fanden. Die beiden ältern Mädchen wußten von ihrer kleinen Schwester nichts zu sagen, als daß diese zwar mit ihnen in den Park geflohen, aber dann plötzlich von ihrer Seite verschwunden sey. Die Nachforschungen nach Cecilie blieben fruchtlos, obwohl sich alle Dorfbewohner dazu vereinigt hatten, und man mußte sich zuletzt der traurigen Ueberzeugung hingeben, daß das Kind auf eine freilich unbegreifliche Weise verunglückt sey. Man denke sich den Seelenzustand Susanna's. Weinend und betend brachte sie die ganze Nacht in der Kapelle des Schlosses auf den Knieen zu und bat Gott, wenn es sein heiliger Wille wäre, diesen Kelch von ihr zu nehmen.

Doch unerforschlich sind die Fügungen der Vorsehung; Gott hatte es anders beschlossen: an dem Morgen, der auf diese schreckliche Nacht folgte, brachten Leute, welche die Nachforschungen nach dem Kinde beim ersten Scheine des Tages fortgesetzt hatten, die Leiche der kleinen Cecilie, welche sie am Ufer des reißenden Baches, der nahe am Parke vorüberfloß, im Gesträuche hängend gefunden hatten.

---

## Drittes Kapitel.

### Prüfung.

In Thränen zerfließend und die Hände ringend stand Susanna vor der Leiche des Kindes. Sie beklagte, von dem Einflusse menschlicher Schwäche überwältigt, nicht allein das Schicksal der kleinen Cecilie, sondern auch ihr eigenes; denn daß die Gräfin die Schuld des Todes ihres Kindes ihr, der sie es zur Bewahrung übergeben, aufbürden und den Schmerz der Mutter in Vorwürfen gegen sie ergießen werde, dieß war bei dem aufbrausenden, ungestümen Charakter der Gräfin vorauszusehen. Sie begann nun ein Werk strenger Selbstprüfung, sie erforschte sich sorgfältig, ob sie an dem Ereignisse auch nur im Entferntesten und etwa mittelbar Schuld sey, ob sie nicht leichtsinnig gehandelt habe, indem sie die Aufsicht über die Kinder dem Dienstmädchen anvertraute und sich andern Geschäften widmete, — ihr Gewissen — und Susanna hatte es niemals zu übertäuben gesucht — sprach sie frei von aller Schuld. Sie fragte den Pfarrer und den Guts-Verwalter, ob es unumgänglich nothwendig gewesen sey,

daß sie die Kinder verlassen und ihre Thätigkeit dem Schutze des Eigenthumes ihrer Herrschaft zugewandt habe, — beide gaben ihr das tröstliche Zeugniß, daß sie gehandelt habe, wie sie handeln mußte, da Niemand da gewesen wäre, der sich diesem Geschäfte hätte unterziehen können. Konnten sie Susanna auch nicht darüber beruhigen, daß die Gräfin das unglückliche Ereigniß eben so beurtheilen werde, so gab ihr doch vertrauungsvolles Gebet und dieses Zeugniß den innern Frieden wieder; sie trauerte über den Tod des Kindes, nicht ferner aber über das Schicksal, dem sie entgegen sehen mußte; sie hatte sich keine Vorwürfe über eine verletzte Pflicht zu machen, und sollte sie auch in Folge dieses Ereignisses Leiden zu erdulden haben, so durfte sie ja nur an Jenen denken, der rein und makellos wie Niemand die größten Leiden zu erdulden hatte; sie durfte nur zu dem gekreuzigten Gottmenschen aufblikken, um Muth zu fassen und ergeben und standhaft allem entgegen zu sehen, was auch immer die nächste Zukunft bringen werde.

Susanna sandte sogleich einen Eilboten in die 6 Meilen weit entfernte Residenz mit einem Briefe an die Gräfin ab, worin sie ihr den unglücklichen Tod Ceciliens und alles ausführlich mittheilte, was sich in den letzten Tagen auf dem Schlosse zugetragen hatte. Sie bemühte sich darin nicht, ihre Handlungsweise zu rechtfertigen, sondern erzählte den Vorgang einfach und wahr und hoffte, diese Erzählung selbst werde hinreichen, ihre Unschuld in klarem Lichte zu zeigen. Vollkommen günstig für Susanna sprachen sich in dieser Beziehung auch die Briefe des Pfarrers und des Verwalters aus, die zu gleicher Zeit an die Gräfin abgingen.

Die Gräfin Bergheim hatte eben eine glänzende Ge-

sellschaft bei sich versammelt, als die unglückliche Botschaft bei ihr eintraf. Sie las den Brief und sank ohnmächtig nieder. Nachdem man sie wieder zu sich gebracht hatte, geberdete sie sich über den Verlust ihres Kindes wie eine Verzweifelnde, wie dieß denn auch stets Menschen thun, die von einem plötzlichen Unfalle betroffen werden und in ihrem Innern, das den Trostgründen, welche die Religion im Unglücke gewährt, unzugänglich ist, keine Waffen finden, die sie dem niederschlagenden Eindruck eines unglücklichen Ereignisses entgegensetzen könnten. Sie beschloß, am frühesten Morgen des folgenden Tages selbst nach Bergheim zu reisen und traf gegen Mittag daselbst ein.

Obwohl Susanna sich keiner Schuld bewußt war, so erbleichte sie doch, als sie die Gräfin in den Schloßhof fahren sah, und eilte mit einem bangen Vorgefühle hinab, sie zu empfangen. Die Gräfin lehnte den Arm, mit dem ihr Susanna aus dem Wagen helfen wollte, stolz, herrisch und mit der Bemerkung zurück, sie werde später mit ihr sprechen, und ließ sich sogleich in das Zimmer führen, wo die Leiche ihres Kindes lag. Susanna hatte Cecilie mit Blumen geschmückt, und sie lag da wie ein lächelnder Engel, der schon im Genusse der ewigen Seligkeit schwelgt. Die Gräfin stürzte laut weinend vor der kleinen Leiche auf die Knie nieder, doch nicht das Gefühl, daß die mächtige Hand Gottes ihr dieses Leiden auferlegt habe und sie sich vor seiner Schickung demüthigen müsse, hatte sie zu Boden gedrückt, sondern der maßlose Schmerz der Mutter, der in der Religion nicht Linderung findet. Nachdem sie lange der ganzen Gewalt ihres Schmerzes vollen Lauf gelassen hatte, rief sie Susanna auf ihr Zimmer und überhäufte sie mit Vorwürfen und zwar mit einer Heftigkeit, die man nicht von einer Mutter erwarten

durfte, die eben an dem Sarge ihres Kindes auf den Knien gelegen hatte. Zuletzt sagte sie ihr, sie entlasse sie ihres Dienstes, da sie einer Person, welche den ihr anvertrauten Kindern so wenig Aufmerksamkeit gewidmet habe, jene nicht ferner anvertrauen könne.

Susanna vertheidigte sich mit der Ruhe und Festigkeit, welche das Gefühl der Unschuld gewährt, aber die Gräfin blieb bei ihrem Ausspruche, obwohl die Kinder ihre Mutter weinend baten, ihnen doch die liebe Susanna zu lassen. Diese begab sich nun, nachdem sie von der Gräfin noch mit einigen dankenden Worten Abschied genommen hatte, auf ihr Zimmer, packte ihren Koffer und suchte bei dem Pfarrer des Ortes Zuflucht, der sie freundlich empfing und so lange zu behalten versprach, bis sie eine andere ihr zusagende Stelle gefunden haben würde.

Nach der Beerdigung der kleinen Cecilie, welche am Nachmittag statt fand, fuhr die Gräfin mit ihren Kindern, welche mit tausend Thränen von Susanna Abschied nahmen, in die Stadt zurück.

Susanna war erst achtzehn Jahre alt und hatte schon so traurige Erfahrungen gemacht. Durch den unglücklichen Tod ihres Vaters der elterlichen Zufluchtsstätte beraubt und hinausgestoßen in die Welt schien sie bei der Gräfin Bergheim eine Stätte der Ruhe und des Friedens gefunden zu haben, ja sie fühlte sich glücklich in diesem Verhältnisse, da sie die Liebe zu den Lehren des Erlösers, von denen ihr Herz erfüllt war, auch in andere Herzen pflanzen konnte, und ihr Werk so schön gelingen sah, da entfernte sie die Schickung des Himmels auch aus diesen Verhältnissen eines segensreichen Wirkungskreises. Susanna murrte nicht; wußte sie doch, daß Gottes gütige Vaterhand sie leite, und blieb sie auf seinen Wegen, dann

mußte sie unfehlbar zu dem schönen Ziel gelangen, das die Bestimmung des Menschen ist und der Zweck seines Lebens und Wirkens auf dieser Erde seyn muß.

Der Krieg, von dem die Scene, welche den Tod der kleinen Cecilie verursacht hatte, nur ein kleines Vorspiel gewesen ist, war inzwischen völlig ausgebrochen, und der Feind hatte mit einem zahlreichen Heere die Grenze bei Bergheim überschritten und der feindliche General sein Hauptquartier im Schlosse aufgeschlagen. Jedes Haus, das des Pfarrers nicht ausgenommen, war von Soldaten gefüllt, und in einer weiten Ausdehnung um das Dorf brannten die Wachfeuer des feindlichen Heeres. Von der andern Seite rückten die Truppen des Landes heran, um den Feind über die Grenze zurückzutreiben, und es war vorauszusehen, daß in der Nähe von Bergheim eine Schlacht werde geliefert werden, welche um so blutiger werden mußte, da sie das Schicksal des Krieges entscheiden sollte. Mit bangem Herzen sahen die Bewohner von Bergheim den nahenden Schreckenstagen entgegen, und wer immer mit seiner Habe das Dorf verlassen konnte, that es so schnell als möglich, denn der Feind traf alle Vorbereitungen, sich im Dorfe festzusetzen und es im Falle eines Rückzuges hartnäckig zu vertheidigen Er warf vor dem Dorfe Schanzen auf und machte aus dem Schlosse, von welchem aus man die Strasse bestreichen konnte, auf der nöthigen Falles der Rückzug genommen werden mußte, eine Art von Festung, die mit Kanonen versehen diesen Rückzug allerdings einige Zeit lang decken konnte.

Bei solchen Vorbereitungen konnte natürlich keine Rücksicht auf irgend ein Eigenthum genommen werden, Häuser wurden niedergerissen, Gärten und Felder verwüstet, und auch das Schloß dabei hart mitgenommen.

Der Verwalter lag an der Gicht darnieder und konnte daher für Erhaltung des Eigenthums der Gräfin, in so weit sie unter diesen Umständen möglich war, nicht selbstthätig seyn, und er ließ daher Susanna bitten, die Räumung des Schlosses zu leiten. Susanna vergaß die Behandlung, die sie von der Gräfin hatte erdulden müssen, und unterzog sich diesem Geschäfte. Alle kostbaren Geräthschaften, welche die im Schlosse wohnenden Officiere nicht bedurften, besonders die Gemälde, ließ sie in einen feuerfesten Keller bringen, und rettete dadurch der Gräfin viele Gegenstände von sehr bedeutendem Werthe.

Zwei Tage nachher rückte das feindliche Heer, nachdem es eine Besatzung im Schlosse zurückgelassen hatte, vor, und schon am nämlichen Tage verkündete ein heftiger Kanonendonner, der aus einer Entfernung von nur wenigen Stunden vom Dorfe gehört wurde, das Zusammentreffen der beiden Heere. Noch im Laufe der Nacht kehrte ein Theil der feindlichen Macht in das Dorf zurück, und traf alle Vorbereitungen, die Stellung im Dorfe so viel als möglich zu befestigen. Einige Stunden darauf trafen auch die übrigen Heeresabtheilungen ein, und bei dem ersten Strahle des anbrechenden Tages folgte das Heer des Landesfürsten, welches alle Kräfte aufbot, den Feind aus dem Dorfe und über die Grenze zurückzutreiben. Vor dem Dorfe hatte das feindliche Heer eine sehr vortheilhafte Stellung eingenommen, und es entspann sich nun ein blutiger Kampf, welcher bis zum Abende dauerte, und nach der tapfersten Gegenwehr von Seite des Feindes doch zuletzt mit dessen Rückzug endigte. Der Führer des Heeres des Landesfürsten hatte das Dorf, welches der Feind hartnäckig vertheidigte, mit Haubizgranaten beschießen lassen, um ihn daraus zu vertreiben, und die meisten

Häuser standen in lichten Flammen. Die Bewohner des Dorfes, welche sich nicht weit von ihrem Eigenthum entfernen wollten, hatten sich beim Beginne der Schlacht mit ihrem Vieh und allem, was sie sonst fortbringen konnten, in die nahen Wälder geflüchtet, und unter ihnen auch der Pfarrer mit seiner Schwester und Susanna. Der würdige Seelsorger hatte da volle Gelegenheit zur Ausübung seines heiligen Amtes, indem er die unglücklichen Dorfbewohner über das Unglück, das sie betroffen, zu trösten und zu bewegen suchte, es als eine Schikkung Gottes, der immer seine weisen, wenn auch unerforschlichen Absichten habe, mit demüthiger Ergebung zu tragen.

Die Besatzung des Schlosses vertheidigte sich, bis das Hauptheer seinen Rückzug ausgeführt hatte, und verließ unter dem Schutze der Nacht, die inzwischen eingebrochen war und das Heer des Landesfürsten abhielt, den Feind weiter zu verfolgen, seine Stellung und zog sich durch den Park des Schlosses, der mit dem Walde zusammenhing, zurück. Das Schloß war, obwohl sehr hart beschossen, als ein sehr massives Gebäude vom Feuer größtentheils verschont geblieben, und seine bedeutenden Räumlichkeiten nahmen jetzt die zurückkehrenden Dorfbewohner auf, bis sie ihre zerstörten Häuser wieder in bewohnbaren Stand gesetzt haben würden.

---

## Viertes Kapitel.

### Die weiße Taube.

Das Pfarrhaus war ebenfalls abgebrannt und der Pfarrer, welcher selbst in einem andern Hause ein Unterkommen suchen mußte, daher nicht mehr im Stande, Susanna bei sich zu behalten. Da die Gräfin ohnehin von den neuesten Vorgängen auf ihrem Gute in Kenntniß gesetzt werden mußte, so übernahm Susanna, welche sich in die Hauptstadt begeben wollte, um da eine für sie passende Stelle zu suchen und einstweilen bei einer Base des Pfarrers zu verweilen, diese Botschaft und ging sogleich dahin ab.

Die Gräfin empfing Susanna freundlicher, als diese erwartet hatte, und ihre Freundlichkeit steigerte sich noch, als sie aus einem Briefe des Verwalters erfuhr, was sie für Rettung der im Schlosse vorhandenen Kostbarkeiten gethan habe. Sie sprach ihr sogar ihr Bedauern darüber aus, daß sie die Stelle einer Erzieherin bei ihren Kindern bereits wieder besetzt habe, versprach aber, ihr sobald als möglich eine andere passende zu verschaffen. Susanna versuchte öfter, das Gespräch auf den Tod Ceciliens zu lenken und wiederholt ihre Unschuld an ihm zu betheuern, die Gräfin ging aber nicht darauf ein und gab dem Gespräch immer wieder eine andere Wendung. Jetzt, da der Schmerz über den Verlust ihrer Tochter seine erste Schärfe verloren hatte, mochte sie wohl die Umstände genauer erwogen haben und dadurch von der Unschuld Susanna's überzeugt worden seyn; aber ihr Stolz empörte sich dagegen, ihr Unrecht zu bekennen und es dem Mädchen abzubitten. Susanna wollte auch keines-

wegs, daß die Gräfin sie deßhalb um Verzeihung bitte, sondern freute sich, daß ihr Benehmen wenigstens auch in den Augen der Mutter des verunglückten Kindes gerechtfertigt erscheine.

Frau Brunner, die Base des Pfarrers, an welche dieser Susanna empfohlen hatte, war Wittwe und Besitzerin eines sehr besuchten Gasthauses. Da sie immer kränkelte, so konnte sie Susanna in ihrem Geschäfte sehr gut brauchen, und sie vertraute ihr die Oberaufsicht über dasselbe und die Bewahrung des Silbers und der Wäsche an. Die vollkommene Kenntniß der französischen Sprache kam unserer Susanna dabei vortrefflich zu statten, indem Frauen, die ein Gasthaus besuchen, doch immer lieber mit einem weiblichen Wesen, als mit männlicher Dienerschaft verkehren. Mit Eifer erlernte sie nun auch die englische und italienische Sprache, und Frau Brunner kam bald zur Ueberzeugung, daß sie in Susanna einen wahren, ihr vom Himmel gesandten Schatz besitze, denn ihre Treue und Sorgfalt ging gleichen Schritt mit der Geschicklichkeit, mit welcher sie alle übernommenen Pflichten erfüllte, und Frau Brunner's Geschäft nahm unter ihrer Leitung immer mehr zu an gutem Ruf und Besuch.

Susanna war von der Natur auch mit äußern gefälligen Gaben ausgestattet, und es konnte daher nicht fehlen, daß ihre Unschuld in dem von so vielen Fremden besuchten Gasthause, so sehr sie auch den unmittelbaren Verkehr mit denselben zu vermeiden suchte, mancher Gefahr ausgesetzt war, und ihr von sittenlosen jungen Leuten, deren es immer so viele gibt, oft Schlingen gelegt wurden. Der wahren Unschuld aber, welche tief im Herzen des Mädchens wohnt, sein ganzes innerstes Wesen durchdringt und von der besten und treuesten Wächterin,

der Religion, beschützt wird, steht immer ein schirmender Engel zur Seite, der sie unterstützt, alle Angriffe Tugendloser siegreich zurückzuschlagen. Wenn ein Fremder sich ihr mit weniger Ehrfurcht nahte, als sie fordern zu dürfen, sich für berechtigt hielt, wies ihn ein strenger Blick ihres sonst so sanften Auges in die gehörigen Schranken zurück, und er wagte es dann gewiß nicht wieder, ihr achtungslos zu begegnen. Es ist eine oft bewährte Sache, daß auch der entarteste Bösewicht sich einer gewissen Scheu vor der Tugend nicht erwehren kann, und sich unwillkührlich genöthiget fühlt, sie in seinem Innern, wenn auch nicht zu lieben, doch zu achten.

Susanna wußte auf eine ganz einfache Weise, die vielleicht von Vielen, welchen die Macht der Tugend unbekannt ist, nicht begriffen werden mag, allen Fallstricken zu entgehen, die man ihrer Tugend legte, und brachte es bald dahin, daß man sie wie ein höheres Wesen betrachtete, dem man sich nur mit Ehrfurcht nähern dürfe. Sie waltete und schaltete übrigens im Hause der Frau Brunner wie ein guter Geist, der auf allen seinen Schritten Segen verbreitet. Es hatte sie bisher immer tief geschmerzt, daß sie ihrem Hange, den Armen wohl zu thun, bei der eigenen Armuth so wenig genügen konnte. Ihre gegenwärtige Lage gestattete ihr dieß, und sie wurde mit Bewilligung der Frau Brunner die Mutter vieler Armen, welche sie nährte und kleidete; sie beschränkte sich aber nicht nur darauf, für deren körperliche Bedürfnisse zu sorgen, sondern sie bewog sie auch zur Tugend und Frömmigkeit, indem sie vorzugsweise den Bessern unter ihnen ihre Wohlthaten zufließen ließ.

Die Gräfin Bergheim hatte ihrem Versprechen gemäß Susanna zwar mehrere Stellen zu verschaffen gesucht; da

diese aber sich in ihren gegenwärtigen Verhältnissen glücklich fühlte, und Frau Brunner sie bat, bei ihr zu bleiben, so nahm sie von jenen Stellen keine an.

Auf diese Weise hatte Susanna beinahe zwei Jahre zufrieden und glücklich gelebt, als Ferdinand, der einzige Sohn der Frau Brunner, von seinen Reisen zurückkehrte, die er in mehrere fremde Länder gemacht hatte, um da die Einrichtung der vorzüglichsten Gasthöfe kennen zu lernen. Ferdinand war ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, von einnehmendem Aeußern und den feinsten Weltsitten, die er sich im Umgange mit gebildeter Gesellschaft erworben hatte. Seine Erscheinung machte auf Susanna jenen angenehmen Eindruck, den ein wohlgebildeter junger Mann, welcher sich anständig und bescheiden benimmt, wohl auf jedes Mädchen hervorbringen mag. Sie vermied zwar sorgfältig, mit Ferdinand allein zu seyn, und wenn sie über Geschäfte zu sprechen hatten, so geschah dieses meistens nur in dem Zimmer der Frau Brunner und in deren Gegenwart, aber sie glaubte denn doch zu bemerken, daß sich der junge Brunner vor andern Männern seines Alters in moralischer Beziehung vortheilhaft auszeichne und, wie wenigstens der äußere Anschein zu erkennen gab, ein Freund der Ordnung und Mäßigkeit sey. Seine Gesinnungen in religiöser Hinsicht — und diese galten ihr für den untrüglichsten Prüfstein des innern Werthes — konnte sie freilich nicht prüfen, und ihre Beobachtung mußte sich vor der Hand nur auf den Anschein beschränken, welcher so oft täuscht. Uebrigens hatte sie sich es den Lehren ihres seligen Großvaters und Vaters gemäß zum festen Grundsatze gemacht, den Umgang mit jungen Männern möglichst zu vermeiden und wenn dieser, wie es mit Ferdinand der Fall war, nicht

vermieden werden konnte, mit größter Vorsicht zu verfahren und sich niemals auch nur in die entfernste Vertraulichkeit mit ihnen einzulassen. Ferdinand schien an Susanna Gefallen zu haben; er suchte emsig jede Gelegenheit, die ihn in ihre Nähe führen konnte, und dieß veranlaßte sie um so mehr, auf ihrer Hut zu seyn und Ferdinand auch nicht die geringste Veranlassung zu irgend einer Annäherung zu geben.

Ferdinand entging das Bestreben Susanna's nicht, das Alleinseyn mit ihm zu vermeiden; er fühlte sich dadurch gereizt, und suchte nun um so mehr, jede Gelegenheit herbeizuführen, die ihn in ihre Nähe bringen konnte, was ihm natürlich oft gelingen mußte, da er bei der Besorgung der Geschäfte seines Hauses mit der Beschließerin seiner Mutter oft zu verkehren hatte. Je öfter er aber solche Versuche machte, desto vorsichtiger benahm sich Susanna, da sie die Wahrnehmung machte, daß die Angelegenheiten, welche den jungen Brunner in ihre Nähe führten, oft nur sehr unbedeutende waren und auch ohne sie hätten abgemacht werden können.

An dem Tische der „weißen Taube", so hieß der Gasthof der Frau Brunner, war immer eine zahlreiche und gewählte Gesellschaft versammelt, welche theils aus Reisenden, theils aus Männern bestand, die in der Stadt ihren Aufenthalt hatten, und welche die treffliche Küche und die ausgewählte Gesellschaft, die man immer in der „weißen Taube" fand, dahin zog. So sehr Susanna es auch vermied, das Gastzimmer zu betreten, wo stets die Blicke aller Anwesenden auf sie gerichtet waren, so traf es sich doch manchmal, daß ein unerläßliches Geschäft ihres Dienstes sie dahin führte. Obwohl die Gäste in diesem Falle ihr alle Achtung bewiesen und auch bei ihrem

Eintreten ein eben stattfindendes leichtfertiges Gespräch aus Rücksicht für sie unterbrachen, so mußte sie doch manches sogenannte Scherzwort hören, welches sie erröthen machte und mit Unwillen erfüllte.

Eines Tages hatte sie ebenfalls im Speisezimmer etwas zu thun. Die Tafel war von sehr vielen Fremden besetzt, und man sprach eben von den Maßregeln, welche die Regierung des Landes in Religionssachen zu treffen für nöthig gefunden hatte. Mehrere Gäste sprachen sich im Geiste der Zeit sehr tadelnd darüber aus.

„Wenn das so fortgeht," sagte endlich ein junger Officier zu Ferdinand, welcher neben ihm saß, „so werden die Feldprediger bald wieder eingeführt, die Soldaten täglich in die Messe geführt und wir gezwungen werden, außer den Waffen auch Gebetbücher bei uns zu führen."

„Nun, Herr Lieutenant," entgegnete Brunner mit einem leichten Lächeln, „wenden Sie sich in diesem Falle nur an mich. Ich besitze eine herrliche Bibliothek der pikantesten französischen Romane, die auf dem Rücken ihres sehr eleganten Einbandes deutsche Titel der erbaulichsten ascetischen Schriften und Andachtsbücher zur Schau tragen. Sie finden z. B. unter dem Titel der „Nachfolge Christi" oder der „Philothea" ein Werk von Eugen Sue oder Paul de Kok. Ich habe diese sonderbare Büchersammlung aus der Verlassenschaft eines Mannes gekauft, der sich mit ihr einst die Erbschaft einer sehr reichen Tante erschlichen hat. Die gute alte Frau kam öfter in das Zimmer ihres Neffen, und als sie die Titel seiner Bücher las — das Innere war ihr unverständlich —, so hielt sie ihn für einen äußerst frommen Jüngling und vermachte ihm, andere Verwandte übergehend, ihr ganzes Vermögen. Ich selbst habe dieser Bibliothek zu danken, daß ich einst

irgendwo für einen sehr frommen Jüngling gehalten wurde, und auf diese Art gewisse Zwecke erreichen konnte, welche ich außer dem nicht zu erreichen vermocht hätte.«

»Gegenwärtig, Herr Brunner,« fiel ein anderer Tischgenosse ein, »wird Ihnen diese Bibliothek keine solche Dienste mehr leisten, denn man weiß jetzt so ziemlich, daß Ihre Gesinnungen zwar mit dem Inhalte der Bücher, aber desto weniger mit ihren Titeln übereinstimmen.«

»Je nun,« entgegnete Brunner lächelnd, »wer wird auch in der Zeit, in welcher wir leben, noch den Anschein einer Frömmigkeit an sich tragen wollen, die unsern Ueberzeugungen so entgegengesetzt ist, wenn man keinen andern Vortheil davon hat, als für fromm, was so viel wie einfältig gilt, gehalten zu werden!«

Auf diese Weise wurde das Gespräch noch lange fortgeführt und nahm einen immer leichtfertigeren, Religion und Tugend verspottenden Ton an.

Susanna, die an dem in einer fernen Ecke des Zimmers stehenden Glasschranke beschäftigt gewesen war, hatte an dem Glaubensbekenntnisse, das Ferdinand so eben abgelegt, genug gehört. Wenn sie bisher den jungen Mann, der in gelegenheitlichen Gesprächen mit ihr so viele Achtung für die Religion bewiesen, achten zu müssen geglaubt hatte, so erschien ihr jetzt der Heuchler verächtlich, und sie hielt es für Pflicht, ihm diese ihre Gesinnung bei vorkommender Gelegenheit auch keineswegs zu verhehlen.

Diese Gelegenheit blieb nicht lange aus. Frau Brunner übergab ihrem Sohne ihrer fortwährenden Kränklichkeit wegen den Gasthof, und Ferdinand, in dessen unmittelbarem Dienst Susanna nun stand, glaubte einer besondern Rücksicht gegen sie enthoben zu seyn, warf die Maske ab und benahm sich immer herrischer und achtungsloser

gegen sie, so daß sich Susanna oft genöthiget sah, ihn mit Strenge in die Schranken der Schicklichkeit und des Anstandes zurückzuweisen.

Eines Tages erkrankte ein Fremder, der in der „weißen Taube“ wohnte, und da der gerufene Arzt den Zustand desselben für sehr gefährlich hielt, so ließ Susanna den Kranken fragen, ob er nicht auch wünsche, daß ein Geistlicher ihn besuche. Der Kranke ließ antworten, er würde schon selbst dieses Verlangen geäußert haben, wenn er es für nöthig gehalten hätte, und Brunner machte nun Susanna bittere Vorwürfe, daß sie seine Gäste auf diese Weise und eines so finstern Aberglaubens wegen belästige, und fügte bei, es gehe weder ihn noch sie etwas an, ob der Gast, der in seinem Hause von einer schweren Krankheit befallen werde, mit oder ohne Beicht sterben wolle, und er müsse sich also für die Zukunft von Seite Susanna's Uebergriffe dieser Art, welche so sehr gegen Vernunft und Zeitgeist wären, auf das Nachdrücklichste verbitten. Susanna erwiederte hierauf bescheiden, aber fest, sie halte es für Christen- und Menschenpflicht, einen Sterbenden aufmerksam zu machen, was zu seinem Seelenheile diene, aber Brunner ergoß sich rückhaltlos in Spöttereien über ihre Bigotterie, wie er ihren frommen Sinn nannte, und äußerte endlich, er erwarte überhaupt mehr Nachgiebigkeit und Gefälligkeit in ihrem Benehmen gegen ihn, da er denn doch einmal ihr Herr sey, und sie ihm in Allem untergeben seyn müsse.

„Herr Brunner,“ erwiederte Susanna, indem die Röthe tugendhafter Aufwallung auf ihre Wangen stieg, „ich bin nicht in Ihre, sondern in Ihrer Mutter Dienste getreten, und da diese derselben nun nicht mehr bedarf, so werde ich morgen Ihr Haus verlassen. Die stattgefun-

dene Veränderung legt mir dieß ohnehin als Pflicht auf, wenn mich nicht auch das Benehmen, das Sie seit kurzer Zeit gegen mich zu beobachten, für gut finden, dazu zwingen würde."

Brunner hatte einen solchen Entschluß nicht erwartet, da er wußte, daß Susanna eine Waise und ganz hilflos sey; betroffen suchte er nun wieder einzulenken, denn Susanna's treue und unermüdete Dienste hatten seinen Gasthof zur großen Blüthe gebracht, aber sie erklärte ihm mit Festigkeit, daß es bei dem, was sie einmal für nöthig erkannt und beschlossen habe, unwiderruflich bleiben werde.

Susanna begab sich nun zur Frau Brunner, die sich im Hause einige Zimmer vorbehalten hatte, um ihr ihren Entschluß und die Gründe mitzutheilen, die sie bewogen hätten, das Haus zu verlassen. Frau Brunner war eine zu verständige Frau, als daß sie nicht Susanna's Benehmungsweise hätte vollkommen billigen sollen; sie selbst war unzufrieden mit ihrem Sohne, besonders da sie, Susanna's sittlichen Werth und ihre Häuslichkeit kennend und schätzend, gehofft hatte, sie werde ihr einst eine werthe und theure Schwiegertochter werden, indem sie ihren Tugenden mit Recht einen höheren Werth zuschrieb, als einem bedeutenden Vermögen. Als Frau Brunner Susanna fragte, was sie nun beginnen wolle, sagte ihr diese, sie werde sich unter den Schutz einer Wittwe begeben, die sie als eine fromme und rechtschaffene Frau kennen gelernt habe. Ein Geschenk, welches Frau Brunner ihr noch machen wollte, schlug sie mit der Bemerkung aus, sie sey für die geleisteten Dienste immer reichlich bezahlt worden, bedürfe eben nichts und könne sich im Nothfalle wohl durch die Arbeit ihrer Hände ernähren.

So verließ Susanna ein Haus, dem sie zwei Jahre

lang die ersprießlichsten Dienste geleistet und das ihr allein seinen gegenwärtigen Flor verdankte, beinahe eben so arm, als sie es betreten hatte. Zwar war ihr Einkommen als Beschließerin eines so gut besuchten Gasthofes nicht unbeträchtlich gewesen, allein da es ihrem Herzen Bedürfniß war, Wohlthaten auszuüben, und sie immer mit vollen Händen gab, so wird man es begreiflich finden, daß sie, die in ihrem Dienstverhältnisse eben so treu als uneigennützig gewesen war, mit nicht sehr großen Ersparnissen die „weiße Taube“ verließ.

Frau Wörl, zu welcher sie sich begab, war die Wittwe eines Beamten, welche von einer kleinen Pension lebte und in der ganzen Stadt im Rufe der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit stand. Susanna wollte bei ihr eine günstige Gelegenheit abwarten, eine Stelle als Erzieherin zu erhalten, da sie fest entschlossen war, der Gefahren wegen, die der Tugend eines jungen Mädchens in einem Gasthofe drohen, einen Dienst, wie sie ihn eben verlassen, auch unter den vortheilhaftesten Bedingungen nicht mehr anzunehmen. Frau Wörl unterrichtete mehrere junge Mädchen in feineren weiblichen Arbeiten, und die Hilfe Susanna's, welche darin große Fertigkeit besaß, kam ihr dabei so wohl zu statten, daß sie ihrer Unterrichtsanstalt eine größere Ausdehnung geben und daher auch größern Gewinn aus ihr ziehen konnte. Susanna bemühte sich, ihren Schülerinnen nicht allein praktische Fertigkeiten beizubringen, sondern sie dabei, während die Hand thätig war, auch geistig zu beschäftigen. Sie las ihnen aus guten Büchern vor und suchte auf diese Weise nicht allein ihren Verstand aufzuklären, sondern auch ihr Herz zu veredeln und es mit Lehren der Frömmigkeit und Tugend zu erfüllen. Da sie das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen ver-

stand, so erweiterte sich der Kreis der Mädchen, welche das Haus der Frau Wörl besuchten, immer mehr, und diese segnete den Augenblick, der Susanna zu ihr geführt hatte.

So lebte unsere Susanna eine ruhige, arbeitsame und zufriedene Lebensweise, als sie plötzlich auf eine eben so unangenehme als unerwartete Art darin gestört wurde.

Ein halbes Jahr war verflossen, als die Theilnahme an der Anstalt der Frau Wörl plötzlich und eben so schnell abnahm, als sie zugenommen hatte, indem die Eltern ihre Kinder unter mancherlei Vorwänden, welche augenscheinlich nur gesucht waren, zurücknahmen, so daß sie zuletzt nur von einigen wenigen Mädchen besucht wurde. Weder Frau Wörl noch Susanna konnten sich dieß erklären, da beide sich bewußt waren, ihrer Pflicht stets vollkommen Genüge, ja noch mehr als sie gethan zu haben, indem sie nur für den Unterricht in Handarbeiten Bezahlung erhielten, während sie ihn jedoch auch auf Gegenstände des Herzens und des Verstandes ausdehnten. Da Frau Wörl's Nahrungsquelle auf diese Weise zu versiegen drohte, so mußte es ihr ernstlichst darum zu thun seyn, die Ursache dieser Abnahme zu erforschen, und sie begab sich daher zu der Mutter einer ihrer bisherigen Schülerinnen und bat sie, ihr den Grund zu sagen, warum sie ihr ihre Tochter nicht mehr anvertraue, da sie selbe doch nun, wie sie wisse, eine andere ähnliche Anstalt besuchen lasse.

„Ja, sehen Sie Frau Wörl," antwortete die Mutter des Mädchens, eine reiche, verständige Bürgersfrau, „einer sorgfältigen Mutter muß es nicht allein darum zu thun seyn, daß ihre Tochter etwas lerne, sondern sie muß auch Sorge tragen, daß sie es auf eine Art lerne, bei welcher ihre Sittlichkeit nicht in Gefahr geräth."

„Wie,“ sagte Frau Wörl erstaunt, „die Sittlichkeit Ihrer Tochter sollte in meinem Hause in Gefahr gekommen seyn? Ich muß Sie bitten, sich näher zu erklären.“

„Sie haben Recht, ich bin Ihnen Offenheit schuldig, und ich will daher nicht säumen, Ihnen reinen Wein einzuschenken. Sie haben eine Gehilfin angenommen, die wie ich erst erfuhr, in einem schlechten Rufe steht.“

„Und in wie ferne?“

„Sie soll in dem Gasthofe, in welchem sie früher diente, wie der Besitzer desselben meinem Manne sagte, die schändlichste Aufführung gepflogen haben, und deßhalb auch von jenem entfernt worden seyn. Ich gestehe Ihnen, ich habe es nur sehr ungerne geglaubt; die Jungfer Frohberg gefiel mir sehr wohl, als ich sie neulich bei Ihnen sah und sprach, aber man behauptet es mit so vieler Bestimmtheit —“

„Und ich dagegen kann Sie versichern, daß man Susanna schändlich verleumdet hat. Ich bin nun schon so lange Zeugin ihres Lebenswandels und versichere Sie, jede Mutter dürfte sich glücklich schätzen, eine Tochter zu besitzen, wie Susanna ist.“

„Das mag wohl seyn, Frau Wörl, aber Sie begreifen, daß ich mich nach dem richten muß, was die Welt sagt, und wenn Susanna auch noch so unschuldig ist, so liegt nun einmal die schwere Anklage auf ihr, und Sie werden einsehen, daß ich in Bezug auf meine heranwachsende Tochter auch den Schein meiden muß.“

Zur Erläuterung dieses Gespräches führen wir Folgendes an:

Der Besitzer der „weißen Taube“, dessen glänzende einschmeichelnde Aussenseite, wie meine Leserinnen bereits werden errathen haben, ein mit schändlichen Leidenschaften

aller Art erfülltes Innere verbarg, konnte es Susanna nicht verzeihen, daß sie ihn mit so ernster Strenge behandelt und zuletzt sein Haus verlassen habe, und da ein verdorbenes Herz, wenn es seine Pläne vereitelt sieht, immer auf Rache sinnt, so hatte er verleumderische Gerüchte über sie verbreitet und namentlich angeführt, sie habe sich gegen Fremde, die den Gasthof besuchten, auf eine Weise benommen, die im geraden Widerspruche mit der Tugend stände, die man von der Frau im „Alten Testamente", deren Namen sie führe, rühme. Diese Gerüchte wurden nun für Susanna und Frau Wörl so schädlich.

Letztere verließ das Haus der Bürgersfrau mit dem bittersten Gram im Herzen. Sie wußte, daß Susanna ein reines, tugendhaftes, frommes Mädchen sey, auf dessen Lebenswandel auch nicht der geringste Flecken hafte, und dennoch war sie, die Reine und Schuldlose, das Ziel ruchloser Bosheit und Verleumdung geworden. Sie besann sich lange, auf welche Weise sie Susanna mittheilen sollte, was sie erfahren hatte; daß sie davon unterrichtet werden müsse, schien ihr um so nöthiger zu seyn, da sie ihrer Meinung nach Schritte thun müßte, die Verleumdung Lügen zu strafen, andererseits aber Frau Wörl ihres Erwerbes wegen besorgt seyn mußte, das früher genossene Vertrauen wieder zu gewinnen.

Susanna vernahm die Mittheilung, die ihr Frau Wörl nach einer weitläufigen Vorbereitung machte, gefaßter, als diese erwartet hatte. „Gott," sagte sie mit einem nach Oben gerichteten Blicke frommer Ergebung, „Gott kennt mein Herz mit allen seinen Schwächen und Unvollkommenheiten, er weiß aber auch — und dieß ist mein bester Trost —, daß es rein von dem Laster ist,

das mir der Mund des verleumderischen Mannes nachsagt, dem mit aller Treue zu dienen, ich doch immer bestrebt gewesen bin. Wenn mir aber der Himmel dieses Leiden sendet, so sey er auch dafür gepriesen; er kann keine andere Absicht, als eine anbetungswürdige dabei haben; meine Religion lehrt mich dieß und macht mich stark, im Gefühle meiner Unschuld alles zu ertragen, was mir Gott aufzuerlegen für gut findet. Sie aber, meine mütterliche Freundin, haben andere Rücksichten zu nehmen; Sie dürfen nicht darunter leiden, und ich verlasse daher Ihr Haus, damit Sie Ihre Schülerinnen wieder erhalten. Ich muß Ihretwegen bedauern, daß es so gekommen ist, aber gewiß, Sie kennen meine Unschuld und zürnen mir daher nicht."

Dabei konnte sie eine Thräne nicht unterdrücken, die ihr wider Willen ins Auge trat, doch beherrschte sie ihre Bewegung bald wieder und überlegte nun mit Frau Wörl, wohin sie sich wenden sollte.

Susanna erinnerte sich einer polnischen Gräfin, mit Namen Rasowski, welche vor einiger Zeit in der „weißen Taube" gewohnt hatte und da krank geworden war. Die zärtliche Sorgfalt und unermüdliche Pflege, welche ihr Susanna gewidmet, gewann ihr deren Liebe und Dankbarkeit, und sie forderte sie auf, in allen Fällen, wo sie Hilfe oder eines Unterkommens bedürfe, sich an sie zu wenden und ihrer thätigsten Unterstützung gewiß zu seyn. Susanna schrieb nun an die Gräfin, theilte ihr das Schicksal mit, das sie betroffen, und erhielt schon nach einigen Wochen folgende tröstliche Antwort:

„Meine liebe Susanna!

„So sehr ich bedauere, daß dein tugendhaftes Herz, von dessen Geltung und Werth ich vollkommen überzeugt

bin, so sehr verkannt wird, so betrachte ich doch das, was dir in neuester Zeit begegnet ist, als eine Schickung Gottes, der in seiner Weisheit dich prüfen und mir zugleich einen Wunsch gewähren wollte, den ich schon lange gehegt habe. Wollen wir also den Namen des Herrn preisen, dessen Absichten, wenn unser beschränkter Verstand sie auch nicht zu durchdringen vermag, immer unser Wohl bezwecken. Du erinnerst dich, wie schwer erkrankt ich in der „weißen Taube“ darnieder lag, wenn deine Bescheidenheit vielleicht auch nicht zugeben will, daß ich nach Gott deiner zärtlichen Pflege meine Wiedergenesung verdanke. Von den peinlichsten Schmerzen gequält dachte ich in schlaflosen Stunden darüber nach, warum mir Gott wohl diese schwere Prüfung auferlegt haben möge, ohne daß ich natürlich seine Absicht durchschauen konnte. Doch kaum war ich in die Mitte meiner Familie zurückgekehrt, als sie mir vollkommen klar wurde. Du weißt, daß mir die Unmöglichkeit, abzureisen, besonders deßwegen schmerzlich war, weil ich mit meinem Gatten verabredet hatte, an einem bestimmten Tage auf einem unserer Güter zusammenzutreffen. Ich konnte erst nach acht Tagen dort ankommen, und fand statt dem herrlichen Schlosse einen rauchenden Schutthaufen. In der Nacht des nämlichen Tages, an welchem ich dort hätte anlangen sollen, war plötzlich im Schlosse Feuer ausgebrochen; mein Gatte, welcher meinen Brief, der ihm die Verzögerung meiner Ankunft anzeigen sollte, nicht erhalten hatte, wachte die Nacht hindurch, um mich zu erwarten, da er glaubte, irgend ein Zufall habe meine Ankunft um einige Stunden verzögert, und diesem Umstande dankt er sein Leben, da außer ihm und einem Theile der Dienerschaft, der mich mit ihm erwartete, alle übrigen Leute im Schlosse in den Flammen ihren Tod fanden, so schnell

hatten diese in dem nach hiesiger Sitte zum Theile aus Holz bestehenden Gebäude um sich gegriffen. Das größte Glück war, daß meine Kinder mit ihrer Gouvernante in dem erst in neuerer Zeit massiv erbauten Nebengebäude wohnten. Wäre ich nun zur rechten Zeit im Schlosse eingetroffen, so wären mein Gatte und ich ganz sicher ebenfalls im Schlafe von der Flamme überrascht und Opfer derselben geworden. Eine andere glückliche Folge meiner Krankheit ist, daß ich dich kennen und schätzen lernte, und nun, da die Erzieherin meiner Töchter gestorben ist, dir ihre Stelle übertragen kann. Dir aber, meine Tochter, wollte Gott an mir eine zweite Mutter schenken und einen Zufluchtsort eröffnen, wo deine Unschuld keiner Verfolgung und keiner Verleumdung ausgesetzt seyn soll, so weit es in meinen Kräften liegt, dieses zu verhindern. Würdest du wohl auch an mich und mein Versprechen gedacht haben, wenn nicht die Niedrigkeit Brunner's dir einen andern Aufenthalt nothwendig gemacht hätte? Aber, um nun zum Ende zu kommen, sage ich dir also: du bist mir willkommen, und ich vertraue dir mit Freuden meine Kinder an. Die Hieherreise kannst du dir aber ersparen, da ich in einigen Wochen mit meiner Familie nach Italien reise, um in einem milderen Himmelsstriche meine noch immer wankende Gesundheit zu befestigen, und wir werden dich auf der Durchreise abholen. Bereite dich also zur Reise vor und empfange hiemit einen Wechsel, mit dessen Betrag du deine Garderobe für die Reise in Stand setzen magst. Lebe indessen wohl, meine Tochter; ich sehe mit Freude dem Augenblicke entgegen, der uns vereinigen wird, um uns, so hoffe ich, lange, lange nicht mehr zu trennen. Gott mit dir und mir!"

Susanna's sehnlicher Wunsch einer Vereinigung mit

der Gräfin, welche sie als ein Vorbild wahrer Tugend und Frömmigkeit kennen gelernt hatte, war nun auf eine unverhoffte Weise in Erfüllung gegangen; sie dankte Gott innig für diese weise Lenkung ihres Schicksals und sprach mit frommer Begeisterung:

Du führst durch Schmerzen uns zum Heil,
Du Gott der Größe und der Güte,
O laß mich mein unsterblich' Theil
Mit fromm ergebenem Gemüthe,
Was du mir immer senden magst, bewahren
Und trost- und muthvoll deiner Schickung harren.

---

## Fünftes Kapitel.

### Susanna abermals Erzieherin.

Susanna brachte die Zeit, während sie die Gräfin erwartete, in ihrem einsamen Stübchen in Arbeit und Gebet hin, indem sie, während Frau Wörl Unterricht gab, bei welchem sich die früheren Schülerinnen beinahe alle wieder eingefunden hatten, das Zimmer derselben sorgfältig vermied. Sie hatte schon früher einmal einen Brief von Brunner erhalten, worin dieser sie bat, in sein Haus zurückzukehren, um wieder die Aufsicht über die Wirthschaft zu übernehmen, und ihr die glänzendsten Anerbietungen machte. „Seit dem Sie," schrieb er, „mein Haus verlassen haben, ist aller Segen aus ihm entschwunden; o kehren Sie also dahin zurück, um unumschränkt in ihm zu gebieten. Wenn Sie nicht Ihr eigenes Werk zerstören wollen, so lassen Sie meine Bitte Eingang bei Ihnen finden. Ich verspreche Ihnen feierlich, daß Sie

niemals wieder Ursache haben sollen, sich über mich zu beklagen, und mein unausgesetztes Bestreben wird dahin gerichtet seyn, allen Ihren Wünschen zu genügen. Ich bitte Sie, mir eine Unterredung bei meiner Mutter zu gewähren, damit ich Sie von der Aufrichtigkeit und der Reinheit meiner Gesinnungen überzeugen kann."

Susanna hatte den Brief erbrochen, weil sie die Handschrift der Adresse nicht kannte. Hätte sie ahnen können, er käme von Brunner, sie hätte ihn unerbrochen zurückgeschickt, da sie es überhaupt für unschicklich hielt, mit einem jungen Manne auf irgend eine Weise zu verkehren. Von der Annahme seines Antrages hätte aber niemals und auch dann nicht die Rede seyn können, wenn sie nicht schon an die Gräfin gebunden gewesen wäre. Um der Sache aber mit einem Male ein Ende zu machen, begab sie sich zur Frau Brunner, und bat sie, ihrem Sohne jede Hoffnung zu benehmen, daß sie jemals wieder in sein Haus zurückkehren werde. Frau Brunner konnte ihr zwar im Allgemeinen nicht Unrecht geben, äußerte aber, Ferdinand, der selbst mit ihr darüber gesprochen, habe ihr das Versprechen gegeben, Susanna als die Gebieterin des Hauses zu betrachten, und sie setzte hinzu: „Wenn ich meinen Sohn recht verstehe, so könnten Sie es mit der Zeit in Wirklichkeit werden."

„Gerade diese Absicht Ihres Sohnes," erwiederte Susanna erröthend, „wenn sie auch nicht ganz deutlich ausgesprochen ist, müßte mich bestimmen, seinen Antrag entschieden abzulehnen, wenn dessen Annahme auch noch in meiner Gewalt stände. Ich bin, wie Sie wissen, arm und möchte deßwegen um so weniger auch nur den entferntesten Schein auf mich laden, als führe mich eine solche oder irgend eine andere eigennützige Absicht in die „weiße

Taube" zurück. Uebrigens sind meine und Herrn Brunner's Grundsätze so verschiedener, ja so ganz entgegengesetzter Natur, daß eine nähere Verbindung, an die jedoch gewiß jener gar nicht denkt, uns beide unglücklich machen würde. Ich bitte Sie, beste Frau, dieß Herrn Ferdinand in meinem Namen mitzutheilen, und ihm zu sagen, er möge die Sache auf immer für abgemacht halten. Nach dieser Erklärung ist ein Zusammentreffen mit Ihrem Herrn Sohne ganz überflüssig, und er wird wohl selbst nicht mehr darauf bestehen."

Susanna hoffte, Ferdinand werde nun keine weiteren Versuche mehr machen, sie für sich zu gewinnen, allein darin täuschte sie sich. Sie hatte sich eines Abends in der Seitenkapelle einer Kirche, die sie täglich zu besuchen pflegte, in Betrachtungen verloren, verspätet; es fing bereits zu dunkeln an, und sie beschleunigte daher ihre Schritte, als sie ihren Namen leise rufen hörte. Ohne umzusehen eilte sie schneller vorwärts, da hörte sie rasche Schritte hinter sich und fühlte sich gleich darauf am Arme ergriffen. Zürnend sah sie um und wollte ihren Verfolger eben zurechtweisen, da erkannte sie in demselben Herrn Brunner, der nun zu ihr sprach:

„Beste Susanna, da Sie mir nicht gestatten wollen, Ihnen in Ihrer Wohnung oder an sonst einem Orte mündliche Erklärungen zu machen, so bin ich genöthigt gewesen, diesen ungewöhnlichen Weg zu wählen, Sie zu sprechen. Empfangen Sie nun die Versicherung —"

„Herr Brunner," fiel ihm Susanna in die Rede, indem sie in Eile ihren Weg fortsetzte, „nachdem ich Ihre Mutter bereits mit meinen Gesinnungen bekannt gemacht habe, und diese Sie wohl auch davon in Kenntniß gesetzt haben wird, so gibt es zwischen uns nichts mehr zu ver-

handeln, und ich muß Sie daher dringend ersuchen, mich ungehindert gehen zu lassen und meinen guten Ruf, den zu untergraben, Sie sich bereits so viel Mühe gegeben haben, nicht noch mehr zu trüben."

Nach diesen Worten riß sie sich von Ferdinand, der sie noch immer festhielt, los und lief mehr als sie ging dem Hause zu, in welchem sie wohnte.

Einige Tage später ließ Frau Brunner sie abermals rufen und sagte ihr, Ferdinand lasse ihr durch sie seine Hand anbieten. Sie selbst wolle bis zum Vollzug der Heirath wieder die Oberaufsicht im Gasthause übernehmen, und Susanna könne daher unter ihrem Schutze unbedenklich dahin zurückkehren, um Einrichtungen darin zu treffen, wie sie selbe für die Zukunft wünsche.

Allerdings war dieser Antrag für ein Mädchen, das zwar durch körperliche und geistige Eigenschaften sich vor vielen andern auszeichnete, aber gar kein Vermögen besaß, eine starke Versuchung, denn die Aussicht, Gattin eines jungen, angenehmen und reichen Mannes und Besitzerin des ersten Gasthofes der Stadt zu werden, war wirklich anlockend genug; allein Susanna, welche nicht ein Mädchen gewöhnlicher Art war, dachte anders in dieser Beziehung, und die Aussicht, die ihr Madame Brunner eröffnete und mit den reizendsten Farben ausschmückte, konnte sie nicht bewegen, ihren Entschluß, das Ergebniß reifer Ueberlegung, zu ändern. Was kann ich mir, dachte sie, von einem Manne versprechen, dessen religiöse Grundsätze so ganz im Widerspruche mit den meinigen stehen, — von einem Manne, der sich nicht scheute, nachdem ich dem Lasterhaften aus dem Wege gegangen, mein schuldloses Leben in seinem Hause zu ver-

dächtigen und durch boshafte Verleumdungen den Ruf eines armen Mädchens zu vergiften? Ist nicht die Uebereinstimmung der Gesinnungen, wenn diese edel und fromm sind, die erste Bedingung des Glückes einer für das ganze Leben geschlossenen und daher unauflöslichen Verbindung? Kann ich mit einem Gatten mich verbinden, dem ich meine Achtung versagen muß? Nein, nein! Ich kann Brunner's Antrag nicht annehmen, und wenn diese Verbindung mir auch die sicherste Aussicht gewähren würde, mich auf den Gipfel allen irdischen Glückes zu erheben. Muß ich mir auch auf dem dornenvollen Wege ernster Mühe und Sorge den Unterhalt meines Lebens erwerben, die Ruhe meines Gewissens, die Freiheit, unangefochten von den verderblichen Sitten der Welt meinen einmal als gut anerkannten Grundsätzen leben zu können, muß mir theurer seyn, als ein Leben in Ueberfluß und Schwelgerei das um das theuerste Gut, das der Mensch besitzen kann, um das Heil seiner Seele erkauft ist, und müßte ich nicht besorgen, daß mir dieses theuerste Gut durch die Verbindung mit einem sitten- und tugendlosen Manne verloren gehe? Nein, nein, ich beharre bei meinem Entschlusse.

Susanna sah wohl, daß Frau Brunner auf die Verheirathung seines Sohnes mit ihr große Hoffnungen für jenen baue; sie bemerkte, daß die gute Frau, welche selbst das frühere Benehmen ihres Sohnes aufs Höchste mißbilligte, von Susanna's Einfluß eine vollkommene Aenderung der Gesinnungen Ferdinands erwarte, und es schmerzte sie daher um so mehr, diese Hoffnungen durch ihre Versagung vernichten zu müssen, und obwohl sie völlig mit sich selbst darüber einig war, welche Antwort sie geben müsse, erbat sie sich, da sie täglich die Ankunft der Gräfin Rasowsky erwartete, scheinbar einige

Tage Bedenkzeit, die ihr dann auch Frau Brunner, von neuen Hoffnungen erfüllt, gerne bewilligte.

Zu Hause fand Susanna einen Brief der Gräfin, worin diese ihr aus einer eine Tagereise weit entfernten Stadt schrieb, ihre ältere Tochter sey auf der Reise plötzlich erkrankt, so daß sie wahrscheinlich genöthiget seyn werde, ihre Reise für einige Wochen zu unterbrechen, und Susanna möge sogleich zu ihr kommen, da sie ihrer bei der Krankheit des Kindes sehr bedürfe. Diese Nachricht enthob Susanna der Verlegenheit, noch ferner der Zudringlichkeit Brunner's oder den Zureden seiner Mutter ausgesetzt zu seyn; sie traf im Stillen ihre Vorbereitungen zur Abreise, nahm von Frau Brunner schriftlich Abschied, setzte ihr dabei wiederholt und ausführlich die Gründe auseinander, die sie bewogen, den Antrag ihres Sohnes auszuschlagen, und in dem nämlichen Augenblicke, wo Frau Brunner den Brief erhielt, bestieg Susanna den Eilwagen, um sich in die Stadt zu begeben, in welcher die Gräfin sie erwartete.

Die Gräfin Rasowsky empfing ihre junge Freundin — diesen Namen gab sie Susanna in allen ihren Briefen — auf die herzlichste Weise und um so freudiger, da ihre eigene krankhafte Stimmung durch die Reise und die Erkrankung ihrer Tochter noch erhöht worden war, und sie daher eines Wesens bedurfte, welchem sie die Sorge für ihre Kinder vertrauensvoll überlassen konnte. Der Graf war durch Geschäfte auf seinen Gütern zurückgehalten worden und wollte später nach Italien nachfolgen, die Gräfin hatte daher den alten Kammerdiener ihres Gatten, einen erfahrenen im Hause des Grafen ergrauten treuen Diener, mit sich genommen und außerdem noch eine alte ergebene Kammerfrau und einen Diener bei sich.

Susanna übernahm sogleich die Pflege der kleinen Caroline und gewann durch ihr liebevolles, schnell Zutrauen einflößendes Benehmen die Liebe des zwölfjährigen Kindes in so hohem Grade, daß dieses bei seiner neuen Pflegerin die Mutter leicht entbehrte, und die Gräfin sich nun mehr der Sorge für ihre Gesundheit widmen konnte. Auch die übrigen Töchter der Gräfin, Amalie und Sophie, die erste zehn und die zweite acht Jahre alt, schlossen sich bald mit kindlicher Liebe an Susanna an, und die Gräfin bemerkte bald mit Freude den wohlthätigen Einfluß, den die Frömmigkeit und Sittsamkeit ihrer jungen Freundin auf ihre Kinder ausübte.

Der alte Kammerdiener, welcher Martin hieß, hatte kaum erfahren, daß Susanna's Familienname „Frohberg" sey, als er sie fragte, ob sie nicht einen Bruder habe. Freudig und in der Hoffnung, etwas von ihrem Bruder zu erfahren, den sie bereits für todt gehalten hatte, beantwortete sie diese Frage mit „Ja" und bat Martin, ihr zu sagen, was ihn zu dieser Frage veranlasse.

„Nun," erwiederte Martin, „ein seltsamer Zufall hat mich einmal mit einem jungen Manne, welcher Frohberg hieß, zusammengeführt; doch dieser mag wohl Ihr Bruder nicht gewesen seyn, denn ich erinnere mich, daß er mir sagte, er sey in Königsberg geboren und aus seinem Vaterlande entflohen, weil er hätte Soldat werden sollen, und das einförmige Leben eines Soldaten in unserer unkriegerischen und thatenlosen Zeit hasse."

„O erzählen Sie mir von diesem Frohberg," sagte Susanna; „ich verhehle Ihnen nicht, daß mein Bruder gewisser Ursachen wegen vor ungefähr sechs Jahren das väterliche Haus heimlich verlassen und seit lange keine Nachricht mehr von sich gegeben hat. Erzählen Sie mir immer

von diesem Frohberg, ich nehme schon seines Namens wegen Theil an ihm."

„Gerne, gerne, liebes Fräulein, es ist eine seltsame Geschichte, die Sie hören werden:

„Auf einer Reise, die ich im Gefolge meines Herrn nach Moskau machte, — es mögen wohl jetzt vier Jahre seyn — kamen wir an einem Festtage in einem russischen Dorfe an; wir fanden keine Pferde und sollten bis zum nächsten Morgen auf sie warten. Die Bewohner des Dorfes feierten eben das Fest ihres Kirchenpatrons; der Graf beschäftigte sich auf seinem Zimmer, und ich mischte mich unter die auf einem freien Platze im Dorfe versammelten Leute, die nachdem die kirchlichen Feierlichkeiten vorüber waren, allerlei Kurzweil trieben und, wie dieß bei den Russen stets der Fall ist, dem Branntwein dabei fleißig zusprachen. Dieser begann auch bald in allen Köpfen zu spucken und seine Wirkung durch lärmendes Geschrei und Gezänke zu äußern. In der Mitte des Platzes stand eine roh gearbeitete Bildsäule des Heiligen — ich weiß seinen Namen nicht mehr —, und es bildete einen auffallenden Gegensatz, daß die Leute, wenn sie dem Heiligenbilde nahe kamen, sich demüthig verbeugten, während sie zehn Schritte davon entfernt Possen trieben und wenig Ehrfurcht für dasselbe an den Tag legten. Ich wollte mich eben wieder entfernen, als ich einen jungen Mann an einem Tische sitzen sah, welcher fremd und gleich mir ein Zuschauer bei diesem Schauspiele zu seyn schien. Eine doppelläufige Flinte, ein Hirschfänger und eine Weidetasche, die er trug, ließen den Jäger in ihm erkennen. Ich wollte eben auf den jungen Mann zugehen, als dieser seinen Platz verließ und sich ganz in die Nähe des Heiligenbildes stellte, ohne diesem, wie es die Russen

thaten, seine Ehrfurcht zu bezeigen. Dieß wurde sogleich bemerkt und der Fremde der Gegenstand des allgemeinen Unwillens, der bald in einem Angriff auf ihn auszuarten drohte. Man umringte ihn im größten Tumulte, und von allen Seiten schrien die betrunkenen Bauern: Schlagt den Hund todt! Der Jäger bemerkte die Gefahr, die ihn bedrohte, und erhob die Flinte zu seiner Vertheidigung, doch mit der Schnelle des Blitzes war er plötzlich von Hinten niedergerissen, seiner Waffe beraubt und an den Händen und Füßen gebunden. Vergebens redete ich, der russisch zu sprechen verstand, den Bauern zu, den Fremden ziehen zu lassen, da er, ihre Sitten nicht kennend, nicht absichtlich gefehlt habe; man erkannte aus der Aussprache den Polen an mir, und ich hatte selbst die höchste Zeit, mich zurückzuziehen, wenn ich nicht gleiche Behandlung gewärtigen wollte. Man schleppte den Fremden in das Schloß, welches etwas entfernt vom Dorfe auf einem Hügel stand, um ihn da ins Gefängniß zu werfen, damit am andern Tage das Gericht des Gutsherrn die verdiente Strafe über ihn ausspreche. Der Kerkermeister, dem er übergeben wurde, entledigte ihn mitleidig seiner Bande, brachte ihn in ein unterirdisches Gewölbe, und verschloß dieses.

„Inzwischen war es Nacht geworden, und die Bauern hatten sich in ihre Hütten und zur Ruhe begeben, um den Branntweingeist verdunsten zu lassen. Es mochte Mitternacht vorüber seyn, als der Fremde, der sich auf einen Haufen Stroh niedergeworfen hatte, in einer entfernten Ecke seines Gefängnisses einen Lichtschimmer zu entdecken glaubte. Er verbarg sich unter dem Strohhaufen, ohne jedoch den Ort, woher der Lichtschimmer kam, aus dem Auge zu verlieren. Das Licht näherte sich, er hörte

das dumpfe Geräusch rollender Mauersteine, nach und nach that sich eine Oeffnung in der Mauer auf, und sechs wild aussehende, bewaffnete Bursche kamen einer nach dem andern aus ihr zum Vorschein. Sie schritten nun der Thüre zu, öffneten sie mit Brechwerkzeugen und entfernten sich durch selbe. Der Jäger, welcher leicht merken konnte, daß die Männer in irgend einer bösen Absicht ins Schloß gedrungen waren, erhob sich und schlich ihnen nach. Während sie mit sorgfältiger Vermeidung jedes Geräusches vorsichtig und leise in den obern Theil des Schlosses hinaufstiegen, suchte der Jäger irgend Jemanden von der Dienerschaft zu finden, und gerieth in ein Zimmer des Erdgeschosses, worin ein Theil derselben schlief. Nachdem es ihm mit Mühe gelungen war, die Diener zu erwecken und in gebrochenem Russisch von dem, was er gesehen, in Kenntniß zu setzen, bewaffneten sich diese und schlichen mit dem Fremden den Räubern nach. Diese hatten bereits mehrere Zimmer erbrochen, den Herrn des Schlosses in seinem Bette gebunden und geknebelt und waren eben beschäftigt, Kästen und Schränke zu leeren, als sie plötzlich von der Dienerschaft angegriffen wurden. Man hatte schnell den Herrn des Schlosses seiner Bande entledigt, und in den Zimmern entspann sich nun ein heftiger Kampf, der, nachdem auch die übrigen Schloßbewohner durch den Lärmen erweckt herbeigeeilt waren, nach mehreren Verwundungen auf beiden Seiten mit der völligen Niederlage und Gefangennehmung der Räuber endete.

„Nachdem der Besitzer des Schlosses, ein reicher und mächtiger Graf, dessen Namen mir jedoch entfallen ist, sich den ganzen Vorgang hatte erzählen lassen, wollte er sich gegen den fremden Jäger dankbar bezeigen, und bot ihm Dienste an, welche dieser auch gerne annahm. Als

man das Gewölbe untersuchte, durch welches die Räuber ins Schloß gedrungen waren, entdeckte man einen gewölbten Gang, der nur mit leicht aufeinander gehäuften Steinen geschlossen gewesen seyn mußte, unter der Erde eine Strecke weit fortlief und in dem nahen Walde ausmündete. Der Zugang ins Schloß durch diesen Gang war den Räubern wahrscheinlich durch irgend einen Zufall bekannt geworden, und sie hatten den Plan einer Beraubung des Schlosses darauf gebaut. Der fremde Jäger erzählte mir am andern Morgen im Wirthshause, wohin er kam, um sein zurückgelassenes Gepäck zu holen, diese Begebenheit, und ich erinnere mich deutlich, daß er sich mir Frohberg nannte.

„Ich habe Ihnen nun alles mitgetheilt, liebes Fräulein, was ich selbst weiß; möge Ihnen dieses Wenige nun dienen, um einst die Spur Ihres verlorenen Bruders aufzufinden."

„Dazu," erwiederte Susanna, „ist nun freilich jetzt, wo wir uns für lange Zeit von jenen Gegenden entfernen, keine Hoffnung vorhanden; doch wer weiß, ob Gott, dessen weiser Führung ich vertraue, mir ihn nicht einmal unvermuthet in den Weg führt!"

---

## Sechstes Kapitel.

### Italien.

Nach Verlauf einer Woche war Caroline wieder so weit hergestellt, daß für ihre Gesundheit nichts mehr zu besorgen war, und die Gräfin trat mit ihrem Gefolge in zwei Wägen, deren einen die Gräfin mit ihren Kin-

dern und Susanna, den andern aber die Kammerfrau und Martin nebst dem andern Diener einnahmen, die Reise nach Italien an.

Welche von unsern jungen Leserinnen hat sich nicht auch schon gesehnt, Gottes schöne weite Erde, den herrlichen Tempel seiner Größe und Güte, wenigstens theilweise kennen zu lernen, und sie werden daher die Freude ermessen können, welche Susanna fühlte, als sie die Gräfin in den Reisewagen hob, in deren Gefolge sie das schöne Land bereisen sollte, von dem sie schon so viel Schönes gehört und gelesen hatte, das Land, wo sich die ewige Stadt erhebt, in welcher der Statthalter der auf einen unerschütterlichen Felsen gebauten Kirche Jesu Christi, der Vater der katholischen Christenheit, der Papst thront. Ihre Freude war um so größer, als ihr die unangenehmen Erfahrungen, die sie an ihrem bisherigen Wohnorte gemacht hatte, die Trennung von ihm leicht machten, und sie fürchten mußte, Brunner werde nicht ablassen, ihr auch ferner nachzustellen.

Die Reise, die um so angenehmer werden mußte, da die Natur sich schon mit den Reizen des Frühlings zu schmücken begann, dessen Vorboten bereits eingetroffen waren, ging über Dresden, Prag, Wien, Grätz, Laibach und Triest. In jeder dieser Städte hielt sich die Gräfin, deren Gesundheitsumstände eine ununterbrochene Reise nicht duldeten, mehrere Tage auf, welche Susanna dazu verwandte, mit den Kindern theils mit, theils ohne Begleitung der Gräfin die Merkwürdigkeiten zu besehen, unter welchen sie die Bauwerke, welche dem höchsten Gott zu Ehren errichtet waren, wie ihr frommer Sinn erwarten läßt, voran stellte. So besuchte sie in Prag die Metropolitankirche mit dem silbernen Sarkophage des heil. Johan-

nes von Nepomuk, der dort in der Moldau den Martertod erlitten, und in Wien die Kirche St. Stephan, deren durch einunddreißig hohe, buntbemalte Fenster halberleuchtete, durch ungeheuere Pfeiler gestützte Hallen auf jeden fühlenden Menschen einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbringen. Hinter Wiener Neustadt erreichten sie das Gebirge, und von jetzt an bot ihre Reise eine Entzückung über die andere dar. Von allen Seiten steigen wilde Felsenmassen empor, zahlreiche Burgruinen krönen die Gipfel der Berge, während das ganze Thal mit freundlichen Dörfern und einer Menge von einzelnen Häusern wie besäet ist. Dann kamen sie nach Grätz und Laibach, wo alles schon auf Italien vorbereitet. Auf dem Wege nach Illyrien herrscht ein sonderbares Gemenge von Sprachen, in welchem aber die italienische vorwaltet; Susanna kam es daher sehr gut zu statten, daß sie italienisch sprach, und sie mußte im Verkehr mit den Wirthen und Postillionen die Dolmetscherin machen.

Da wir unsern Leserinnen kein trockenes Verzeichniß der Orte bieten wollen, durch welche die Reisenden kamen, sondern eine Beschreibung des Wichtigsten, was sie sahen und erlebten, so theilen wir ihnen Auszüge aus dem Tagebuche mit, welches Susanna führte.

Adelsberg in Illyrien den 24. April.

Es war Abends 5 Uhr, als wir uns auf dem Wege nach Adelsberg und noch etwa zwei Stunden von diesem Städtchen befanden. Die Straße geht durch Gebirge, und dichte Wälder ziehen sich an manchen Stellen bis nahe an die Straße herab. Die Luft war lau, und man glaubte tief im Monate Mai zu seyn, so mild und herrlich war der Abend. Wir unterhielten uns in unserem Wagen auf die herrlichste Weise, indem ich die Kinder bald auf diesen

bald auf jenen Gegenstand aufmerksam machte, der ihre Neugierde fesseln konnte, als der Postillion, der uns führte, plötzlich die Pferde anhielt und, indem er mit der Peitsche auf ein Gebüsch zeigte, welches etwa fünfzig Schritte von uns entfernt sich von einer Anhöhe bis zur Straße herabzog, mir zurief: „Seht dort im Gebüsche den Lauf eines Gewehres glänzen!" „Nun, was kümmert das uns?" fragte ich. „Ei nur zu viel!" erwiederte der Bursche, „ihr werdet es nur zu schnell erfahren. Da wo ein Gewehr ist, sind noch mehrere, und sie gehören Leuten an, die es auf euere Koffer abgesehen haben, wenn es gut geht. Heilige Maria stehe uns bei!"

Obwohl mir das Herz gewaltig schlug, so suchte ich doch meine Fassung zu behalten, und als die Gräfin fragte, was es gebe, theilte ich ihr zwar mit, was der Bursche gesehen hatte, fügte aber bei, daß er sich wohl irren werde. Die Gräfin, welche sich seit ihrer Krankheit noch immer in einem sehr aufgeregten Zustande befand, wurde von der höchsten Angst ergriffen, denn sie fürchtete für das Leben ihrer Kinder. Ich sah mich nach dem zweiten Wagen um, in welchem sich Martin und der Diener befanden, aber er war nicht zu erblicken, und man hörte auch das Rollen desselben noch nicht. Als wir uns noch besannen, was in dieser Noth zu thun wäre, und wir dem Herrn, der auch die Räuber und ihre Gewehre in seiner Gewalt hat, in einem kurzen Gebete unser Schicksal empfahlen, da brachen jene bereits aus dem Gebüsche hervor. Es waren fünf Männer mit wilden bärtigen Gesichtern, aus denen Raub und Mordlust blickte, mit Mänteln und spitzigen Hüten bekleidet. Einer derselben hielt dem zitternden Postillion das Gewehr auf die Brust, und die übrigen begaben sich an den Wagen und

hießen uns mit drohenden Geberden aussteigen. Wir thaten es zitternd, und die Gräfin sank, nachdem sie den Wagen verlassen hatte, ohnmächtig an meine Brust. Ich befand mich in einer schrecklichen Lage; die leblose Gräfin in meinen Armen, die Kinder weinend und schreiend und sich an mich schmiegend zur Seite, mußte ich sehen, wie die Räuber die Koffer vom Wagen rissen und einen nach dem andern in das Gebüsch schleppten. Ich flehte aus dem Innersten meiner Seele den Himmel um Rettung an, unser zweiter Wagen wollte noch immer nicht erscheinen; noch schreckliche fünf Minuten vergingen, da fiel dicht hinter uns ein Schuß und einer der Räuber stürzte mit einem Weheruf zu Boden. Die übrigen vier feuerten ihre Gewehre in das Gebüsche ab, in welchem eben Militär-Uniformen sichtbar wurden, eine Abtheilung österreichischer Soldaten mit einem Officier an der Spitze drang hervor, und nach einem kurzen Kampfe lagen die übrigen vier Räuber gefesselt auf dem Boden. Wir wußten nicht, wie uns geschehen war, und waren noch nicht zu uns selbst gekommen, als der Officier, welcher die Abtheilung führte, uns fragte, ob wir keinen Schaden gelitten hätten. Ich verneinte es und sagte ihm nur, der Schrecken habe der Frau Gräfin eine Ohnmacht zugezogen. Ich hob diese nun mit Hilfe des Oficiers in den Wagen und bald gelang es mir, die Ohnmächtige durch Anwendung einiger Arzneien, die wir mit uns führten, ins Leben zurückzurufen. Sie schlug die Augen auf, war aber so angegriffen, daß sie nicht sprechen konnte. Als sie nun aber ihre Kinder an ihrer Seite und unverletzt sah, fand sie auch die Sprache wieder und dankte dem Officier für den geleisteten Beistand. Doch dieser lehnte jeden Dank ab, versichernd, daß er nur seine Pflicht erfüllt habe. Er er-

zählte uns, noch vor zwei Jahren sey diese Straße sehr unsicher gewesen, in neuester Zeit habe man jedoch nicht gehört, daß Reisende überfallen und beraubt worden wären, bis vor einigen Tagen einige Engländer angegriffen und ermordet worden seyen Die Hauptbande sey bereits gefangen, nur diese fünf Bursche hätten noch auf eigene Rechnung ihr schlechtes Handwerk fortgesetzt, und er sey eben im Begriff gewesen, die Wälder zu durchstreifen, um sie aufzusuchen, als ein glücklicher Zufall ihn auf deren Spur geleitet und in den Stand gesetzt habe, uns vor Beraubung und Gewaltthätigkeit zu schützen.

Inzwischen kam auch der zweite Wagen an, der durch eine erlittene kleine Beschädigung von uns getrennt worden war. Während Martin den Schaden, so gut es auf dem Wege geschehen konnte, ausbessern ließ, hatte er die Schüsse gehört nnd nichts Gutes ahnend zur Eile getrieben.

Nachdem die Gräfin dem höflichen Officier noch einmal herzlichen Dank gesagt hatte, bat sie ihn, ein Geschenk für seine Leute anzunehmen, was er jedoch entschieden ablehnte und Abschied nahm, indem er bei dem Todten einige Soldaten zurückließ und die Gefangenen mit sich nahm.

Langsam setzten wir nun unsern Weg fort, damit der andere Wagen folgen konnte, und trafen, als es schon Nacht war, in Adelsberg ein.

Wie wunderbar war diese Rettung aus einer so drohenden Gefahr und wie gnädig bewies sich uns Gott durch die zur rechten Zeit gesandte Hilfe! Der Officier nannte es zwar „Zufall", der ihn zu unserer Rettung herbeigeführt habe, aber was ist Zufall? Ist nicht alles, was dem Menschen begegnet, das Geringste, wie das Wichtigste, eine Fügung des himmlischen Weltenlenkers,

der uns durch das, was er uns sendet, belehren, strafen oder belohnen will? Ja, so glaube ich, und dieser Glaube ist meine Zuversicht und die Bürgschaft meines Heils; — möge er nie in mir erlöschen, möge er in guten wie in bösen Tagen stets mein schützender Engel seyn, der mich im Unglücke nicht kleinmüthig und im Glücke nicht übermüthig werden läßt, sondern stets die Demuth und das Gottvertrauen in mir erhält, die allein den Menschen auf dem Pfade des Heiles zu erhalten vermögen!

Triest den 27. April.

Der Weg von Adelsberg nach Triest führt bis dicht vor die Stadt auf der Höhe des Gebirges fort, bis dem Reisenden, der einen Augenblick vorher nichts sah, als nackte Höhen, wenn er auf dem Berge angekommen ist, unter welchem Triest liegt, sich wie auf einen Zauberschlag eine Welt voll irdischer Schönheiten öffnet, wie sie die glühendste Einbildungskraft sich nicht schöner vorzustellen vermag. Vor uns lag das tiefblaue adriatische Meer von der untergehenden Sonne beleuchtet mit Hunderten weißer Segel, tief zu unsern Füßen Triest mit seinen weißen Häusern, seinem Hafen und Leuchtthurm, links das vom Schein der Abendröthe zauberhaft beleuchtete nackte Gebirge, rechts eine niedrigere Bergreihe nach der flachen Küste des lombardisch-venetianischen Königreiches hinab, — ein Anblick, der auch dem Ungläubigsten den Ausruf auspressen muß: Wahrhaftig, groß ist die Hand, die so etwas zu schaffen vermochte! — Wir hielten lange an, um uns an diesem entzückenden Schauspiele zu laben, und trennten uns ungern von ihm, indem wir nur durch einzelne Ausrufungen und stumme Zeichen

einander die Empfindungen mittheilten, welche die Größe des Allmächtigen, von dessen schönsten Werken eines vor unsern Blicken lag, in uns erregt hatte. Wir blickten sprachlos vor Entzücken auf dieses unbeschreiblich schöne Gemälde, und süße Thränen netzten unsere Wangen.

Wir hielten uns hier nur einige Tage auf, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen, und reisen morgen nach Venedig ab.

Venedig den 3. Mai.

Vor einigen Tagen sind wir in dieser Wasserstadt angekommen. Hier gibt es bekanntlich keine Straßen, die Kanäle vertreten die Stelle derselben, und es gewährt einen besonderen Eindruck, die Häuser bis auf wenige Gebäude, welche die Plätze begrenzen, alle aus dem Wasser emporsteigen zu sehen. Die St. Markuskirche mit ihrem ganz isolirt dastehenden Glockenthurm, ihren fünf Kuppeln und zahlreichen Thürmchen ist ein der Größe des Herrn würdiger Tempel. Im Innern zeigt sich dem Beschauer eine seltene Pracht; was nicht Gold, Bronce oder Mosaik ist, besteht aus orientalischem Marmor. Venedig hat mehr als dreißig Kirchen, von welchen eine aus dem fünften Jahrhundert stammt.

Unter den übrigen Merkwürdigkeiten, die wir besahen, befand sich auch der große Platz vor der Markuskirche mit seinen Abends erleuchteten Läden und Colonaden. Die berüchtigten unterirdischen Gefängnisse, in welchen die ehemalige republikanische Regierung Venedigs die wichtigsten Verbrecher gefangen hielt, die sich besonders gegen die Sicherheit des Staates vergangen hatten, wollten wir nicht besehen, doch theilte uns ein Landsmann und Bekannter der Gräfin, den sie hier getroffen hatte, und welcher die Merkwürdigkeiten der Stadt in unserer Gesellschaft besuchte,

eine Beschreibung derselben mit, die eben nicht geeignet war, uns bereuen zu lassen, sie nicht besucht zu haben. „Sie liegen,“ erzählte er, „in der Art übereinander, daß die untern Reihen tief unter dem Bette des Kanals, an welchem das Gebäude liegt, befindlich sind. Wir stiegen mit Wachslichtern versehen, eine schmale steile Treppe hinab und gelangten in einen feuchten engen Gang, an dem sich eine Reihe fürchterlicher Löcher hinzieht, die nur durch ein kleines rundes Loch Luft erhalten. Aber noch schrecklicher sind die Kerker, die eine Etage tiefer unter dem Wasser liegen. Gebückt gelangten wir durch eine niedrige viereckige Oeffnung in das Innere eines solchen Schauerkerkers. Er war in Form eines Sarges erbaut und die Decke wie ein Sargdeckel gestaltet. Das Innere dieses schrecklichen Behältnisses ist etwa sechs Fuß lang, sechs Fuß breit, fünf Fuß hoch und mit Holz bekleidet. Ein rundes enges Loch in der auf der Seite des Ganges befindlichen Wand ließ Luft und Speise ein. Vom Tageslicht konnte der hier lebendig begrabene Unglückliche nicht das Geringste wahrnehmen. Der Aufseher, ein achtzigjähriger Greis, welcher noch der Republik gedient hatte, zeigte uns auch die Vorkehrungen zu heimlichen Hinrichtungen, ja wir sahen noch Blutspuren an den Wänden als schreckliche Erinnerungen an die Justizverwaltung der mächtigen Republik. Die schlechte Luft in den Kerkern und ein unheimliches Angstgefühl drohten uns zu ersticken, so daß wir gerne und schnell diesen schrecklichen Aufenthalt verließen.

Der Aufseher hatte, wie er uns erzählte, sein schweres Amt von seinem Vater geerbt und es unter der Republik noch manches Jahr versehen. Er schauderte zwar vor den Schreckensscenen zurück, die er täglich mit ansehen mußte, und bei denen auch er eine Rolle zu spielen hatte, aber er

durfte nicht daran denken, seine Stelle aufzugeben, da er, der in so manches schreckliche Geheimniß eingeweiht war, das zwischen diesen Mauern vergraben bleiben sollte, bei dem geringsten Anscheine, als wolle er nicht mehr Zeuge und Gehilfe solcher Grausamkeit seyn, besorgen mußte, selbst Bewohner eines dieser Kerker zu werden. Er blieb daher auf seinem Posten, ließ es sich aber stets angelegen seyn, das Elend, das in so fürchterlicher Gestalt ihn umgab, so viel als möglich zu lindern, und auch auf die Gefahr hin, selbst darunter leiden zu müssen, den Unglücklichen, die seiner Aufsicht anvertraut waren, in Worten und Thaten Trost und Hilfe zukommen zu lassen. Eine der Hauptpflichten des Aufsehers war tiefe Schweigsamkeit sowohl den Gefangenen gegenüber, als in seinem Verkehre mit der Außenwelt. Jetzt war seiner Zunge kein Zwang mehr auferlegt und er erzählte uns schauderhafte Geschichten, von welchen ich nur eine mittheilen will, weil sie mir besonders merkwürdig zu seyn scheint und ein schönes Beispiel kindlicher Liebe und Aufopferung enthält.

„Es war kurz vor dem Sturze der Republik durch die Franzosen, als ein venetianischer Nobile vor dem furchtbaren Rath der Zehn, der die Polizeigewalt der Republik ausübte, angeklagt wurde, er unterhalte eine staatsverrätherische Korrespondenz mit den damaligen Gewalthabern Frankreichs. Da der geringste Verdacht allein schon genügte, den Verdächtigen ins Gefängniß zu bringen, aus welchem Rettung selten war, so sollte der Nobile verhaftet werden. Francesco, der Sohn des edlen Venetianers, hatte durch einen glücklichen Zufall Kunde von der Gefahr erhalten, die seinem Vater drohte, und da die Polizei nichts übersah und von dem Augenblicke an, wo die Verhaftung des Verdächtigen beschlossen wurde, hundert Augen das

Haus desselben bewachten, war an eine Flucht nicht zu denken, und Francesco bewog seinen Vater, sich zu verbergen, während er selbst die Häscher, wenn sie, wie dies gewöhnlich geschah, Nachts kämen, ihr Opfer abzuholen, auf irgend eine Weise täuschen und sich statt seines Vaters verhaften lassen wolle. Man werde wohl, sagte er, zuletzt den Irrthum bemerken und ihn dann bald wieder loslassen, sein Vater selbst aber möge sogleich, nachdem die Verhaftung geschehen sey, und ehe der Irrthum entdeckt würde, schleunig die Flucht ergreifen. Nach langem Widerstreben und nachdem man sich die Gewißhrit verschafft hatte, daß eine Flucht des Vaters in diesem Augenblicke nicht mehr möglich sey, willigte dieser ein und verbarg sich. Francesco legte sich in einem Zimmer, in welchem nur eine matt leuchtende Lampe brannte, zu Bette und verband sich sorgfältig die Hälfte des Gesichtes. Als die Häscher Nachts kamen und nach dem Nobile fragten, sagte man ihnen, derselbe liege an einer heftigen Augenentzündung darnieder und könne ihnen nicht folgen. Die Häscher ließen sich, wie zu erwarten war, durch diesen Vorwand nicht abhalten, die Verhaftung vorzunehmen, überzeugten sich aber nicht näher, ob ihr Gefangener der rechte Mann sey oder nicht. Francesco wurde fortgeführt und kam, was er nicht erwartet hatte, in eines jener scheuslichen Gefängnisse, deren wir eben erwähnten, während sein Vater glücklich durch die Flucht entkam. Als der Irrthum bald darauf entdeckt wurde, war der Rath der Zehn weit entfernt, sich durch die kindliche Hingebung Francesco's rühren zu lassen und ihn frei zu geben, sondern wüthend darüber, daß der Nobile, dessen Schuld allerdings nicht mehr zweifelhaft war, ihrer unbeugsamen Gerechtigkeit entkommen sey, verurtheilten die grausamen Richter statt des Vaters den Sohn zum

Tode. Nachdem sie ihn noch viele Qualen hatten erleiden lassen, wurde Francesko auch wirklich hingerichtet. Diese Grausamkeit, welche der Vater in Paris erfuhr, wohin er sich begeben hatte, soll nicht wenig zur Beschleunigung des Sturzes der Republik Venedig beigetragen haben, da der Nobile in dieser Beziehung schon vorher mit ähnlichen Plänen umgegangen war, und sie nun, um seinen Sohn zu rächen, desto eher ins Werk zu setzen suchte."

Florenz den 14. Mai.

Nach einem Aufenthalte von sechs Tagen haben wir Venedig verlassen, um uns über Padua und Bologna hieher zu begeben. Die Fahrt durch die Lagunen*) war ziemlich gefährlich; graue Wolken jagten am Himmel und ein heftiger Wind hob die schäumenden Wellen hoch empor. Unsere Gondoliere spannten ein Segel und pfeilschnell schoß die Gondel, auf der wir uns befanden, durch die empörte Fluth dahin. Wir äußerten den Schiffern unsere Furcht; diese zuckten die Achseln und meinten, man müsse eben auf Gott und seine heilige Mutter vertrauen.

Diese fromme Zuversicht rührte mich und ich stimmte mit meinen Kindern folgende schöne Hymne an die heilige Mutter an, die ich sie einmal singen gelehrt hatte:

Wenn ich, erhab'ne Mutter, deinen Namen nenne,
Wird im betrübten Herzen mir die Hoffnung wach;
Es folgt der Glaube ihr, es folgt die Liebe nach,
In welcher, o Maria, ich zu dir entbrenne.

Die Waise preiset dich, die Wittwe, die verlassen
Am düstern Grabe weint, sie fleht dich betend an,
Es mag die Sonne sinken nun auf ihrer Bahn,
Es mag der nächt'gen Sterne heller Glanz erblassen.

---

*) Kleine Seen, Untiefen und Inseln, welche das adriatische Meer um Venedig durch Ueberschwemmungen gebildet hat.

Dich ruft der Wand'rer an, wenn er auf grünen Auen
Das heitere Gewölbe über sich erblickt;
Wenn ihn der weiten Wüste Gluth zu Boden drückt
Und er um sich nur dürres Dorngesträuch kann schauen.

Im Sturm ruft dich der Schiffer an mit lauter Stimme:
O Meeres-Stern! besänftige das wilde Meer,
Stell gnädig seine eb'ne Fläche wieder her,
Und rette uns vor ungestümmer Wellen Grimme!

Ich erklärte den Schiffern den Inhalt des Liedes; sie lächelten zufrieden und arbeiteten nun um so mehr, uns über die Lagunen zu bringen. Dieß gelang ihnen auch, und wir kamen glücklich an dem Orte an, wo die Wägen uns erwarteten. In Padua, wo wir Abends ankamen, besahen wir die Kirche des heil. Antonius, des Schutzpatrons der Stadt, deren sechs Kuppeln wie Riesenhäupter in die Luft emporragen. Bologna, wo wir am Tage darauf eintrafen, ist besonders seiner schiefen Thürmen wegen merkwürdig.

Am Nachmittage überschritten wir die Alpeninen. Rings um uns erhob ein Riesenberg über den andern das Haupt; nirgend ein Mensch, nirgend ein Haus, nirgend ein Thier, und dazu die schauderhaften Erzählungen unserer Postillione von Mordthaten, die sie uns zu unserer Unterhaltung, wie sie glaubten, zum Beßten gaben, so bald der steile Weg sie zwang, langsam zu fahren, was sie aber vermeiden, so lange es nur immer möglich ist. Es kann aber auch in der That keine Gegend geben, die zu Räubereien geeigneter wäre, als die der Alpeninen; jeder Berg bietet Schlupfwinkel für Strauchdiebe dar, während der Reisende sich von aller Hilfe verlassen sieht.

Wir stiegen eben einen der höchsten Gebirgskämme hinan, als uns der Postillion, welcher abgestiegen war

und neben seinen Pferden herging, auf einen Fleck auf der Straße aufmerksam machte, der eine weit dunklere Farbe als der übrige Theil der Straße hatte. „Hier,“ sagte er, „ist erst vor acht Tagen an zwei reisenden Engländern eine schauderhafte Mordthat verübt worden. Man fand ihren Wagen beraubt und in Trümmern, sie selbst aber in ihrem Blute schwimmend todt darneben liegen. Das Gericht hatte die Postillione, welche sie gefahren, verhaftet und von diesen erfahren, sie wären von wenigstens 20 Räubern angefallen und bedroht worden, ermordet zu werden, wenn sie nicht sogleich mit ihren Pferden und ohne umzusehen, den Rückweg antreten würden. „In solchen Fällen,“ fügte der Erzähler bei, „besinnt man sich nicht lange und ist froh, mit heiler Haut davon zu kommen. Meine Kameraden machten sich daher, so schnell sie konnten, auf den Rückweg und überließen die Engländer ihrem Schicksale, das, wie die Leichen bewiesen, schrecklich genug gewesen seyn mußte.“

Solche Erzählungen machten uns natürlich ängstlich; doch vertrauten wir dem Schutze des Himmels. Martin und der Diener waren mit Schießgewehren versehen, und auch ich, welche als die Tochter eines Försters mit solchen umzugehen wußte, steckte ein paar Pistolen in die Seitentasche des Wagens, fest entschlossen, im Falle wir angegriffen würden, an der Vertheidigung Theil zu nehmen. Doch wir blieben unangefochten und kamen glücklich in Florenz an. —

Die der St. Maria del Fiore in Florenz gewidmete Metropolitankirche ist ein erhabener Tempel, welcher sich durch seine Größe sowohl, als durch seine Pracht auszeichnet. Wir hatten Gelegenheit, einer feierlichen Procession der Geistlichkeit in dieser Kirche beizuwohnen. Schon

aus weiter Entfernung strahlten uns vom prächtigen Hochaltare Tausende von brennenden Wachskerzen entgegen, welche in Form von Pyramiden aufgestellt waren. Die Musik begann, der Weihrauch duftete, das Volk stand zusammengedrängt in der Mitte des Schiffes, und die zahlreichen in die kostbarsten Gewänder gekleideten Priester hielten unter der Vortragung von Crucifixen, Fahnen und brennenden Kerzen in den Händen mit dem Baldachin, unter welchem der Erzbischof das Allerheiligste trug, langsam den Umzug in der Kirche. Alle Säulen des erhabenen Tempels waren mit rother Seide bekleidet, die gewölbte Decke strahlte von Gold und köstlichen Bildern. Fürwahr ich habe eine größere kirchliche Pracht noch niemals gesehen, und dieser Anblick füllte mein Herz mit dem Gefühle der tiefsten Andacht und mein Auge mit Thränen.

Auch an sonstigen Merkwürdigkeiten ist Florenz sehr reich; wir besahen sie aber nur flüchtig, da wir mit unserer Zeit sehr sparsam umgehen mußten.

Rom den 18. Mai.

Endlich sind wir in der Hauptstadt der katholischen Christenheit, in der Stadt, wo der Nachfolger des Apostel-Fürsten Petrus seinen Thron hat, angekommen! Ich kann die Empfindungen, die mich beseelten, als wir über die Tiberbrücke auf dem herrlichen **Piazzo del popolo** ankamen, in dessen Nähe sich der Gasthof befindet, in welchem wir abstiegen, nicht beschreiben. Der Gedanke: du befindest dich nun in Rom, in der Stadt, wo die katholische Einheit in der Person des heiligen Vaters ihren Sitz hat, in der Stadt, wo alle Fäden der so weit verzweigten, in allen und den entferntesten Weltgegenden ver-

breiteten katholischen Kirche in einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zusammenlaufen, erfüllte mich so ganz, daß ich für nichts Anderes Sinn hatte, und mein Auge vor allen Dingen nur jene Gegenstände zu schauen Verlangen trug, welche unmittelbar sich auf das beziehen, was der Katholik, der so glücklich ist, hier verweilen zu dürfen, zuerst denken muß. Unter diesen Denkmalen steht die Petruskirche oben an. Ich will keine Beschreibung der Einzelheiten dieses herrlichsten und großartigsten aller Tempel liefern, aber wer zum ersten Male diese heiligen Räume betritt, der muß unwillkührlich ausrufen: „Ja, das ist wahrhaftig das Haus Gottes, ein seiner Größe würdiger Aufenthalt!" — Was soll ich sagen von dem Innern dieser Kirche? Wohin das Auge immer blickt, trifft es auf köstliche Marmorwerke, auf Gold, Bronce rc. und wiewohl die höchste Pracht vorhanden ist, muß man doch bekennen, daß nirgends Ueberladung, vielmehr überall die edelste Einfachheit vorwaltet.

Rom den 20. Mai.

Heute wurde die Oktav des Fronleichnamsfestes mit der dabei gewöhnlichen Prozession beschlossen. Wir hatten uns in die Peterskirche begeben, um dieser erhabenen Feier beizuwohnen. Ein Kanonenschuß von der Engelsburg und das Geläute der Glocken verkündigten den Anfang der Prozession Ueberall waren Blumen und duftende Blätter gestreut. In dem Zuge bemerkte ich zwölf schneeweiß gekleidete mit einem Schleier bedeckte junge Mädchen. Unser Führer sagte uns, es seyen zwölf Bräute, Töchter von römischen Bürgern, die nach frommer Sitte vor dem Eintritte in den Ehestand der Prozession beiwohnten. Es ist wahrlich eine heilige Sitte, den wichtigen Schritt der Wahl eines Standes, der so leicht von der Frömmigkeit abzu-

führen vermag, mit der Religion in so genaue Berührung zu bringen. Das menschliche Herz ist so schwach, es läßt sich so leicht und so schnell vom Sinnentaumel hinreißen, und wie nöthig ist es daher, es so sehr als möglich in den Grundsätzen zu stärken, welche sein ewiges Heil zu sichern vermögen! Wie schön sorgt nun die katholische Kirche, diese weise und zärtliche Mutter für ihre Töchter, indem sie selbe, ehe sie jenen nicht allein für ihr gegenwärtiges, sondern auch für ihr künftiges Leben so entscheidenden Schritt thun, an einer heiligen Feierlichkeit Theil nehmen läßt, welche so geeignet ist, einen unauslöschlichen Eindruck auf sie zu machen und sie daran zu mahnen, daß sie nicht allein Ehegattinen, sondern daß sie auch Christinen sind, daß sie jene nur vollkommen seyn können, wenn sie niemals aufhören, letztere zu seyn. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich die Theilnahme der römischen Bräute an der Fronleichnamsprozession, und dieser Gebrauch scheint mir so heilig, und die Absicht, welche die Kirche dabei hat, so entsprechend, daß man es wahrhaft bedauern muß, ihn nicht allenthalben eingeführt zu sehen.

Ich hatte bei dieser Gelegenheit das Glück, das Oberhaupt der katholischen Christenheit, den heiligen Vater zu sehen, in dessen frommen Zügen eine Würde liegt, welche Ehrfurcht nicht allein vor dem heiligen Amte, das er bekleidet, sondern auch vor seiner Person einflößt. Seine Heiligkeit ging unmittelbar hinter dem Allerheiligsten, bei dessen Annäherung Jedermann sich auf die Knie niederwarf. Dazu tönte der Donner der Kanonen, das Geläute der Glocken, die Musik der Soldaten, die Gesänge der Kapelle ꝛc. und alles trug das Gepräge einer Erhabenheit und Heiligkeit, welche Herz und Mund mit frommen Vorsätzen und Gebeten erfüllen. Mich hat der Anblick dieses eben so großen als hei-

ligen Schauspieles wahrhaftig glücklich gemacht und Eindrücke in mir zurückgelassen, die wohl niemals wieder erlöschen werden.

Rom den 24. Mai.

Wir haben einige Tage darauf verwandt, auch die übrigen Kirchen Roms, deren es sehr viele zählt, in Augenschein zu nehmen, und in jeder unser Gebet zu verrichten. Auf dem Lateranplatze befindet sich die Kapelle, in welcher die achtundzwanzig Stufen enthaltende Treppe aus dem Hause des Pilatus aufbewahrt wird, welche Christus hinaufstieg, als Pilatus über ihn zu Gericht saß. Sie ist aus grauem Marmor und die schon sehr ausgehöhlten Stufen derselben sind mit Holz bekleidet, damit sie nicht von den Gläubigen, die auf den Knien hinaufrutschen, vollends abgenützt wird.

Den 26. Mai.

Da der Graf gestern angekommen ist, so wurde beschlossen, die Reise nach Neapel fortzusetzen, ohne länger in Rom zu verweilen, welches er aus früherer Zeit hinlänglich kennt. Man sagte dem Grafen, er möge auf seiner Hut seyn, indem der Weg nach Neapel in neuester Zeit sehr unsicher sey und von Räubern beunruhigt werde, welche erst vor Kurzem mehrere Reisende beraubt und ermordet hätten. Der Graf, welcher noch einen Bedienten mitgebracht hatte, glaubte jedoch, vier rüstige bewaffnete Männer könnten einigen Strauchdieben wohl hinlänglichen Widerstand leisten, und wollte daher keine militärische Begleitung mitnehmen.

## Siebentes Kapitel.

### Fortsetzung.

Neapel den 31. Mai.

Wir sind am 29. dahier angekommen. Unsere Reisegesellschaft hat sich leider um eine Person vermindert, denn der alte biedere Martin befindet sich nicht mehr in unserer Mitte und nicht mehr unter den Lebenden. Die unglückliche Begebenheit, welche seinen Tod herbeiführte, ist folgende:

Am zweiten Abende nach unserer Abreise von Rom wollten wir nach Durcheilung der pontinischen Sümpfe Terracina erreichen und da die Nacht zubringen. Die ganze Gegend ist öde und verlassen, man trifft keinen Flecken, kein Dorf, sondern in den Zwischenräumen von Poststationen nur die einzelnen Häuser der Posthalter, welche den Pferdewechsel besorgen. Außerdem gibt es auf der Straße noch in bestimmten Zwischenräumen von einander liegende steinerne Wachthäuser, welche früher mit päpstlichen Soldaten besetzt waren, um die Reisenden vor den Angriffen der Räuber zu schützen. Diese Wachthäuser, welche nun leer stehen, weil man die Räuberbanden für ausgerottet hält, dienen diesen aber nun gerade zu einem sichern Schlupfwinkel und Hinterhalt. Wir mußten leider diese traurige Erfahrung machen. Es war Abends gegen 7 Uhr, als wir auf einen päpstlichen Dragoner stießen, der uns entgegen ritt. Auf die Frage des Grafen, ob wir wohl nichts von Wegelagerern zu besorgen hätten, erwiederte der Reiter, die ganze Gegend sey gegenwärtig rein, indem erst vor einigen Tagen zehn Räuber, welche bisher die Wege unsicher gemacht hätten, eingefangen worden wären, und aus mehr Köpfen, meinte der Dragoner, werde die Bande wohl nicht

bestanden haben. Uebrigens würden wir bald auf die von einem Officiere befehligte Truppe seiner Kameraden stoßen, welcher er habe vorausreiten müssen. Diese Versicherung flößte dem Grafen und uns das Gefühl vollkommener Sicherheit ein, aber wie sehr täuschten wir uns!

Der Dragoner mochte uns etwa seit einer halben Stunde verlassen haben, die Gebirge, welche bisher entfernt lagen, traten allmählig näher, und wir fuhren eben an einem der genannten Wachthäuser vorüber, als drei mit Lumpen bedeckte und Büchsen bewaffnete Bursche aus demselben hervorstürzten, wovon einer den Pferden des Wagens, worin sich der Graf und die Gräfin mit mir und den Kindern befanden, in die Zügel fiel, so daß sich selbe, plötzlich im schnellsten Laufe aufgehalten, bäumten und den Wagen dem Straſſengraben so nahe brachten, daß er hinabzustürzen drohte. Die Gräfin und die Kinder schrieen, ich saß starr vor Schrecken; der Graf hatte aber nicht einen Augenblick die Geistesgegenwart verloren; schnell riß er aus der Tasche des Wagens eine Pistole, der Schuß fiel und der Räuber wälzte sich in seinem Blute auf dem Boden. Doch der Postillion konnte kaum die Pferde mehr halten, ich bewog die Gräfin zum Aussteigen, hob die Kinder aus dem Wagen, und kaum standen wir auf der Straſſe, als er umschlug und in den Graben stürzte. Alles dieß war das Werk weniger Augenblicke gewesen. Als die beiden andern Räuber ihren Genossen fallen sahen, feuerte der eine auf uns und der andere auf den zweiten Wagen, welchen Martin und die beiden Diener eben verlassen wollten, um die Räuber zu vertreiben, und begaben sich dann auf die Flucht. Der erste Schuß hatte gefehlt, aber der zweite nur zu gut und den armen Martin tödtlich in die Brust getroffen. Als der Graf und ich zu

ihm hineilten, lag er röchelnd im Arme des Dieners. Dieser trug ihn auf des Grafen Geheiß in das Wachthäuschen und legte ihn auf einen Haufen Maisstroh nieder. Ein Blutstrom entquoll seiner Brust und man mußte in jedem Augenblicke seinen Tod erwarten. Die Gräfin lag ohnmächtig in den Armen ihres Gemahls, der Wagen zertrümmert im Graben, der Räuber todt auf der Strasse, und Martin sterbend im Häuschen; der Postillion, der eine arge Beschädigung am Fuße erlitten hatte, suchte seine Pferde, die in den Strängen verwickelt zu Boden lagen, in die Höhe zu bringen; die Kinder umringten weinend ihre Eltern, und ich und die Diener waren mit Martin beschäftigt, — wahrlich eine erschütternde Scene voll Jammer und Graus, die wohl die Standhaftigkeit eines Mannes, und um so mehr daher die eines Weibes auf eine harte Probe setzen mußte, und ich wußte im ersten Augenblicke nicht, wo ich zuerst hineilen, wo zuerst helfen sollte.

Der Diener hatte indessen, so gut es gehen wollte, die Wunde Martins verbunden, ich näherte mich wieder und fragte ihn, ob er mich erkenne? Er bejahte durch ein Nicken des Kopfes, und nun betete ich ihm einige Sterbegebete vor. Er verstand mich und suchte die Hände zu falten; da holte er noch ein Mal tief Athem, ein neuer Blutstrom ergoß sich aus seiner Wunde, und seine Seele entfloh, um, der hinfälligen Hülle des Körpers entledigt, sich empor zu schwingen in die Gefilde einer bessern Welt. Gott möge ihm ein gnädiger, barmherziger Richter seyn!

Die Gräfin hatte sich inzwischen erholt, ich eilte zu ihr und suchte ihr aus einigen Wagenkissen einen Sitz auf der Strasse zu bereiten. Unsere Lage war sehr unangenehm; die Nacht war angebrochen, der Wagen lag noch immer im Graben und der vereinten Kraft aller Männer

gelang es nicht, ihn emporzurichten. Der Graf sandte den zweiten Postillion nach Terracina ab, um Hilfe herbeizuholen, und wir trafen Vorbereitungen, die Nacht im Wachhäuschen zuzubringen. Noch war nicht eine Stunde verflossen, als der Postillion, der auf dem Wege die Dragoner getroffen hatte, von welchen jener einzelne gesprochen, mit diesen zurückkehrte. Der Officier, welcher die Abtheilung führte, ließ sogleich durch seine Leute den Wagen auf die Strasse heben. Zum Glücke hatte er keine bedeutende Beschädigung erlitten; wir konnten einsteigen und den Weg nach Terracina fortsetzen, doch mußte langsam gefahren werden, so daß wir erst gegen Mitternacht in der dicht am Meere auf einem Felsen liegenden Stadt ankamen. Den getödteten Räuber hatten die Soldaten bei Seite geschafft, die Leiche des armen Martin aber brachten wir nach Terracina, wo sie am folgenden Tage beerdigt wurde.

Die gräfliche Familie will sich einige Zeit in Neapel aufhalten, da der Gesundheits-Zustand der Gräfin es erfordert, und zu diesem Zwecke ein Landhaus miethen. Der Graf besah mehrere, die nicht ferne vom Ufer des Meerbusens liegen, weil da die Luft reiner und kühler ist, und die Gräfin und ich besuchten indessen die Denkmale der Religion und Frömmigkeit, deren diese herrliche Stadt so viele besitzt. Unter den Kirchen, deren es in Neapel über hundert gibt, steht die des heiligen Januarius oben an. In einer unterirdischen Kapelle unter dem Chor ruht der Leichnam dieses Heiligen; sein Haupt und zwei Fläschchen, gefüllt mit seinem Blute, werden in einer besondern Kapelle aufbewahrt. Dieses Blut, welches eine fromme Matrone bei Enthauptung des heiligen Martyrers aufgefangen hat, besitzt die wunderbare Eigenschaft, daß es, auch noch so

hart geronnen, zu fließen anfängt, wenn es dem Haupte des Heiligen nahe gebracht wird. Wir selbst waren zwar nicht Zeugen dieses Wunders, da es nur zu gewissen Zeiten und nur drei Mal im Jahre statt findet, schriftliche und mündliche Zeugenschaft läßt jedoch über die Wahrheit desselben keinen Zweifel zu. Und warum — so frage ich — sollte Gott nicht einen seiner Diener, der ihn im Leben so sehr geliebt und diese Liebe mit seinem Blute besiegelt hat, warum sollte er ihn nicht noch nach seinem Tode durch ein Wunder ehren und den Menschen beweisen wollen, welche Stufe solche treue Diener in seinem Himmel einnehmen? Daß er die Macht dazu besitzt, wird ohnehin Niemand bezweifeln wollen.

Den 3. Juni.

Welcher Katholik, der in Neapel weilt, erinnert sich nicht, daß unweit der Stadt der Flecken Marianelli, der Geburtsort des heiligen Alphons von Liguori, liegt? Wir begaben uns dahin und fanden in dem Hause, welches der Familie Liguori angehört hatte, noch alles ziemlich erhalten, namentlich das Zimmer, in welchem der Heilige das Licht der Welt erblickte, und die Kapelle, in welcher seine fromme Mutter täglich mehrmals ihre Kinder zum Gebete vereinigte. Der Name des heiligen Alphons ist in Neapel so volksthümlich, daß man nur von ihm zu reden braucht, um Zeuge der Begeisterung zu seyn, von welcher die Neapolitaner für ihren heiligen Landsmann erfüllt sind.

Den 5. Juni.

Der Graf hat ein Landhaus gemiethet, welches an dem herrlichen Ufer des Golfs von Neapel auf einer kleinen Anhöhe liegt, und aus dessen Garten wir die herrlichste Aussicht auf das Meer und den Vesuv besitzen. Der Gipfel dieses Berges ist seit einigen Tagen mit einer dich-

ten Rauchwolke bedeckt, und Nachts sieht man Funken und einzelne Feuersäulen aus ihm emporsteigen, was einen Anblick gewährt, der über alle Beschreibung erhaben ist. Da der Graf im Sinne hatte, den Vesuv zu besteigen, so beredete er seine Gemahlin, ihn wenigstens bis zur Wohnung des Eremiten zu begleiten. Wir fuhren bis nach Resina, wo man den Berg zu besteigen beginnt; hier fanden wir noch mehrere Fremde, welche die Partie mitmachen wollten; der männliche Theil der Gesellschaft nahm Pferde, der weibliche aber bestieg Tragsessel, deren jeder von acht Männern getragen wurde. Anfangs zieht sich der mit Steinen bedeckte Weg hinter Resina zwischen Weingärten hinauf; der Himmel war klar und vor uns hob sich aus dem zarten Grün der Weingärten, welche den Vesuv bis beinahe zur Hälfte bedecken, der öde, röthlich graue Aschenkegel des Vulkans mit ausgezackter Krone in die Luft. Er stieß dichte Rauchwolken aus. Allmählich hören die Gärten auf, der Boden wird rauh und kahl, und man nähert sich den schwarzbraunen Lavaströmungen. Nur links zeigt sich noch einige Vegetation, die bis zu einer kleinen Ebene emporsteigt, auf der fast am Fuße des Aschenkegels, den man noch lange nicht erreicht hat, das Haus des sogenannten Eremiten, des Wirthes, gelegen ist, welcher für die Bedürfnisse der Reisenden sorgt, wo man sich zu der nun beginnenden, sehr beschwerlichen Besteigung des eigentlichen Vulkans zurüstet und nach der Rückkehr von selber wieder ausruht. Dieses kleine Gasthaus ist von schattigen Bäumen umgeben, und man genießt hier eine entzückende Aussicht über Neapel und den Golf mit seinen Inseln.

Der männliche Theil der Gesellschaft setzte nach kurzer Rast seine Wanderung fort, wir Frauen aber hatten uns

ein schattiges Plätzchen unweit des Hauses ausgesucht, von dem aus wir uns der herrlichen Aussicht, die man hier genießt, mit Muße erfreuen konnten.

Ein Geistlicher aus Resina befand sich eben auf der Eremitage; er setzte sich zu uns, und während wir unsern Blick mit Entzücken auf dem erhabenen Bilde umherschweifen ließen, welches zu unsern Füßen ausgebreitet lag, unterhielt er uns durch die Erzählung von schauerlichen Geschichten und Unglücksfällen, die sich, so lange er sich in Resina befand, am Krater des Vesuvs ereignet hatten. — Eine derselben war besonders schauerlich, und ich hielt sie für werth, eine Stelle in meinem Tagebuche einzunehmen, da sie mir ein auffallendes Beispiel der allwaltenden Vorsehung Gottes zu seyn schien.

„An einem Nachmittage,“ so erzählte der Geistliche, „traf eine Gesellschaft Reisender auf der Eremitage ein, und rüstete sich eben, den noch übrigen Theil des Berges bis zum Krater zu besteigen, als, von einem Führer begleitet, noch ein einzelner Fremder, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, ankam, welcher unter den früher Angekommenen Jemand zu suchen schien und sie mit forschendem Blicke Mann für Mann musterte. Seine Nachforschung mußte ohne Erfolg gewesen seyn, denn unzufrieden kehrte er sich endlich von ihnen ab, und wollte eben in's Haus treten, als ihm aus demselben einer der Fremden entgegentrat, der noch darin verweilt hatte. Der Letztere, welcher etwa vierzig Jahre alt seyn mochte, schien bei dem Anblicke des ihm Begegnenden zu erschrecken und wollte an ihm vorübereilen, als jener ihn beim Arme ergriff und in spanischer Sprache anredete. Der Jüngere antwortete mit Heftigkeit und Ungestüm, und da er bemerkte, daß dieß die Aufmerksamkeit der Gesellschaft errege, die nur noch

auf ihn wartete, um den Krater zu besteigen, so sagte er dem eben Angekommenen einige leise Worte in's Ohr, und wandte sich dann an die Reisegesellschaft, sie bittend, die Besteigung des Berges ohne ihn fortzusetzen, da er mit dem eben eingetroffenen Fremden noch zu sprechen habe und mit ihm nachkommen werde. Die Reisegesellschaft machte sich auf den Weg, und die Zurückgebliebenen gingen noch lange in einem bald mehr, bald weniger aufgeregten Gespräche auf und ab, und setzten sich endlich an der Stelle nieder, auf der wir uns eben befinden. Hier schienen sie Frieden mit einander geschlossen zu haben, denn sie frühstückten bald darauf mit einander, nahmen Pferde und zwei Führer und ritten die Höhe des Berges hinan. Die Gesellschaft, die ihnen vorangegangen war, fanden sie bereits wieder am Fuße des Aschenkegels und sie bestiegen diesen daher in Begleitung des einen Führers, indem der andere bei den Pferden zurückblieb.

„Der Berg war eben im Begriffe, nach einem ziemlich heftigen Ausbruche wieder zur Ruhe zu kommen, und ein dichter schwarzer Rauch stieg noch aus dem Krater empor. Da die beiden Fremden sich der Oeffnung immer mehr näherten und endlich nur noch ein Paar Schritte davon entfernt waren, so besorgte der Führer, es möchte sich ein Unfall ereignen, und ermahnte die Reisenden zur Vorsicht, indem schon da, wo sie sich befanden, der Boden unterminirt warund aus mehreren Ritzen Flammen und Rauch emporstieg. Er hatte seine Warnung kaum ausgesprochen, als ein durchdringender Schrei ertönte, und der ältere der Fremden nicht mehr zu erblicken war. Entsetzt eilte der Führer, welcher etwa ein Dutzend Schritte zurückgeblieben war, hinzu, aber der Jüngere kam ihm mit Angst und Schrecken im Gesichte entgegen und rief:

„Zurück, schnell zurück! oder wir sind ebenfalls verloren, denn der Boden weicht unter uns.“ Der Führer äußerte, er glaube unter dem Getöse, das aus dem Krater ertönte, eine matte Stimme um Hilfe rufen zu hören; doch der Fremde redete ihm dieses aus und zog ihn mit sich fort, indem er sagte, die noch Lebenden müßten sich zu erhalten suchen, ihr Begleiter sey bereits vom Krater verschlungen und Rettung nicht mehr möglich. Der Führer ließ sich bereden, und die Sonne war eben untergegangen, als sie wieder in der Eremitage ankamen.

„Hier erzählte der Fremde, sein Begleiter habe sich unvorsichtiger Weise zu weit gewagt, am äußersten Rande des Kraters sey der Boden unter ihm gewichen und er in den Schlund gestürzt. Da ähnliche Unglücksfälle schon öfter geschehen waren, so hegte Niemand Zweifel an der Wahrheit dieser Erzählung. Er selbst fühlte sich so unwohl, in Folge des erlebten Schreckens, wie wir meinten, daß er nicht nach Neapel zurückkehren konnte, sondern sich zu Bette legte, worin er auch am darauffolgenden Tage blieb.

„An diesem Tage kam wieder eine andere Gesellschaft von Neapel, die den Berg bestieg. Nachdem diese an der Spitze des Aschenkegels angelangt war, fand sie unweit des Kraters einen Mann aus mehreren Wunden blutend, mit zerfetzten und verbrannten Kleidern auf dem Lavageröll liegen. Man hielt ihn anfangs für todt, fand aber bei näherer Untersuchung noch einige wiewohl sehr schwache Lebenszeichen an ihm und ließ ihn sogleich hieher in die Eremitage schaffen, wo ihn der Wirth als jenen Fremden erkannte, der nach Angabe des andern in den Krater gestürzt war. Er wurde zu Bette gebracht und von einem aus Resina herbeigeholten Arzte sein kör-

perlicher Zustand untersucht. Die Wunden, die man fand, waren zwar nicht absolut tödtlich, aber der ganze übrige Zustand des Mannes so bedenklich, daß der Arzt keine Hoffnung zur Wiederherstellung desselben gab.

„Der Wirth eilte sogleich, nachdem der Verunglückte gebracht und erkannt worden war, zu dem Jüngern der beiden Fremden, um ihm die Rettung seines Gefährten anzuzeigen. Zu seiner großen Verwunderung machte aber seine Mittheilung im ersten Augenblicke auf den Fremden nicht allein keinen freudigen Eindruck, sondern schien ihn vielmehr sehr zu erschrecken.

„Nach einiger Zeit aber, während welcher er mit sich selbst zu kämpfen schien, bat er den Wirth, seinen Begleiter, den er Don Henrico nannte, zu fragen, ob er ihn wohl sprechen könne. Henrico antwortete jedoch, er fühle sein Lebensende nahe und wolle sich daher nicht mehr mit zeitlichen Dingen, sondern bloß mit den Angelegenheiten seiner Seele beschäftigen, und könne daher Don Sebastiano — so hieß der Jüngere — nicht mehr sprechen. Er verzeihe ihm zwar alles, was er ihm jemals Böses zugefügt habe, wolle ihn aber nicht mehr sehen. Zugleich bat er den Wirth, ihm einen Geistlichen von Resina rufen zu lassen, damit er ihm beichten und die heiligen Sterbsakramente von ihm empfangen könne.

„Don Sebastiano war sehr bestürzt, als man ihm die Antwort Henrico's mittheilte; er gab sich einer tiefen Traurigkeit hin, welche sein Uebelbefinden sehr zu steigern schien. Der Geistliche von Resina traf ein, übte sein heiliges Amt am Sterbebette Don Henrico's aus, und dieser war am darauffolgenden Tage eine Leiche.

„Dem Geistlichen hatte der Sterbende mitgetheilt, er sey bei seinem Sturze mit seinem Ueberrocke an einem

zackigen Lavastücke hängen geblieben, welches unweit des Randes der trichterförmigen Krateröffnung aus dieser emporragte. So hing er über dem furchtbaren Schlunde, aus welchem unweit von ihm Feuer und Rauch emporstieg, und er sah voraus, daß er in wenigen Minuten in die schreckliche Tiefe stürzen müsse, wenn es ihm nicht gelingen würde, sich augenblicklich von dem Lavastücke loszumachen und den Rand der Oeffnung zu gewinnen, den er mit ausgestrecktem Fuße erreichen konnte. Er hatte die Gegenwart des Geistes nicht verloren, und nach unsäglicher Anstrengung und nachdem seine Kleidung ganz zerfetzt worden war und das spitzige Lavastück seinen Körper mit unzähligen Wunden bedeckt hatte, gelang es ihm endlich, sich zu dem Rande des Kraters emporzuarbeiten. Wenige Schritte von da konnte er vor Erschöpfung nicht mehr weiter kommen, und was von diesem Augenblicke, bis er hier im Bette wieder seine Besinnung erhalten habe, mit ihm vorgegangen sey, wußte er nicht. Vor seinem Tode sagte er noch dem Wirthe, daß in diesen Tagen ein junger Mann, mit Namen Don Jose de Las Berras, auf der Eremitage eintreffen werde, dem man die Veranlassung seines Todes mittheilen und sein Gepäcke übergeben möge. Die Leiche wurde nach Resina gebracht, und Don Sebastiano, welcher trotz aller Abmahnung des Arztes mit Aufbietung seiner äußersten Kräfte das Bett verlassen hatte, begleitete sie in tiefster Trauer, so daß man vermuthen mußte, die beiden Fremden wären mit einander verwandt oder ständen sonst in einer nahen wenn gleich geheimnißvollen Verbindung miteinander.

„Einige Tage nach der Beerdigung Don Henrico's ließ mich Don Sebastiano rufen, verlangte die Heilsmittel unserer heiligen Religion, da er glaube, nicht mehr

lange zu leben, und übergab mir ein Packet Papiere, um es dem Wirthe zu überliefern, der, im Falle er sterben würde, dasselbe nebst allem, was er bei sich habe, einem jungen Manne zustellen sollte, der in den nächsten Tagen auf der Eremitage eintreffen würde und sich Don Jose de Las Verras nenne. Zugleich gab er mir die Erlaubniß, den Hauptinhalt der Geschichte seines Lebens, die er mir in der heiligen Beicht umständlich anvertraute, nach seinem Tode, der, wie er fühle, nicht mehr ferne sey, zum Nutzen und Frommen für Jedermann zu erzählen, damit die Geschichte eines Lebens, fügte er bei, welches so verbrecherisch gewesen sey, Andere warne und belehre.

„Zwei Tage darauf wurde Don Sebastiano von einem heftigen Blutsturze befallen, der seinem Leben in wenigen Stunden ein Ende machte, und kurz nach seiner Beerdigung traf ein junger Mann von etwa 24 Jahren ein, welcher sich als der von den beiden Verstorbenen bezeichnete Don Jose de Las Verras auswies und nach diesen fragte.

„Der junge Mann war sehr bestürzt, als man ihm erzählte, was sich zugetragen, und seufzte tief auf, indem ihm unwillkührlich die Worte entschlüpften: „So mußten denn die Unglücklichen unversöhnt aus der Welt scheiden!“ Da man mich ihm als den Priester genannt hatte, der die beiden Verstorbenen zum Tode vorbereitet und gestärkt hatte, so kam er nach Resina, um von mir noch alle Nachrichten über die unglückliche Begebenheit einzuziehen, die ich ihm zu geben im Stande wäre. Ich theilte ihm alles mit, was ich mit Bewahrung des Beichtsiegels sagen durfte, und er gab mir seinerseits alle nöthigen Aufklärungen über das, was mir in der Geschichte der beiden

Fremden dunkel geblieben war, so daß ich selbe im Zusammenhange kennen lernte. Ich theile diese Geschichte um so bereitwilliger mit, da sie in der That sehr belehrend ist und daher weiter erzählt zu werden verdient.

„Don Henrico und Don Sebastiano waren die Brüder der Mutter des jungen Mannes, und hatten, da ihre Eltern frühzeitig gestorben waren, ihre Erziehung getrennt von einander bei Verwandten erhalten, welche weit von einander entfernt lebten. Sie sahen einander erst wieder, als der jüngere Bruder mündig wurde und sein Erbtheil in Empfang nehmen wollte, welches der ältere bisher verwaltet hatte. Die Erzieher Don Sebastiano's waren bemüht gewesen, seinen Geist mit Wissenschaften und Kenntnissen aller Art auszustatten, mit Ausnahme der der Religion, so daß er zwar ein sehr gelehrter Mann, aber zugleich Gottesläugner und Freigeist wurde. Genuß galt ihm für den einzigen Zweck des Lebens und jedes Mittel für erlaubt, sich denselben zu verschaffen. Um seine Leidenschaften befriedigen zu können, mußte er Geld, viel Geld haben, und da er sich von seinem Bruder in Bezug auf die elterliche Erbschaft für übervortheilt hielt, so warf er von dem Augenblicke an, wo dieser ihm darüber Rechnung ablegte, einen tödtlichen Haß auf ihn. Henrico, ein sehr frommer und rechtschaffner Mann, bot ihm, da er unverheirathet war und sehr wenig bedurfte, den größten Theil seines eigenen Vermögens an, aber Sebastiano, weit entfernt, von der Großmuth seines Bruders gerührt zu werden, erblickte darin nur ein Bekenntniß seiner Schuld und verlangte trotzig mehr, als jener gewähren konnte. Dieses unbrüderliche Benehmen und die Erwägung, daß Sebastiano seine Großmuth doch nur zur Befriedigung schändlicher Leidenschaften mißbrauchen

werde, bestimmte Don Henrico, sein Anerbieten zurückzunehmen, und Sebastiano schied im höchsten Zorne und mit den ärgsten Drohungen von ihm.

„Seitdem verfolgte er seinen Bruder unablässig, ließ ihm mehrmals durch Banditen nach dem Leben streben, welche verbrecherischen Pläne aber Gottes Vorsehung jedes Mal unschädlich für den Bedrohten machte. Vor Kurzem gelang es ihm endlich, ihn der Regierung als einen Mann verdächtig zu machen, welcher mit den Feinden derselben Verbindungen unterhalte, deren Pläne er durch Aufwieglung des Volkes zu befördern suche; ja er trat sogar als Zeuge gegen ihn auf, suchte die Schuld seines Bruders durch selbst verfertigte falsche Briefe zu beweisen, und brachte es durch diese Ränke dahin, daß Sebastiano verhaftet und als Staatsverräther prozessirt werden sollte. Henrico wurde aber gewarnt und entfloh mit seinem Vermögen, das er in Papiere zu verwandeln gewußt hatte, nach Frankreich. In diesem Lande lebte er einige Zeit und verließ es dann, um die Schweiz und Italien zu bereisen.

„Die Mutter des Don Jose, welche fortwährend bemüht gewesen war, ihrem jüngern Bruder bessere Gesinnungen einzuflößen und ihn von seinem Unrechte zu überzeugen, sandte ihren Sohn mit einem Briefe an seinen Onkel Sebastiano ab, dessen Inhalt ihn bewegen sollte, die Verfolgungen gegen seinen Bruder einzustellen und sich mit ihm zu versöhnen. Beide liebten ihren Neffen, und Jose's Mutter hoffte, zwischen ihren Brüdern durch Vermittlung ihres Sohnes eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Da Jose wußte, daß Beide sich in der Nähe von Neapel befänden, so verabredete er mit jedem einzeln, ohne daß einer von dem andern etwas wußte, eine Zusam-

menkunft auf der Eremitage des Vesuv's für einen bestimmten Tag, in der Hoffnung, die Absicht seiner Mutter zu erfüllen.

„Auf der Reise durch unvermuthete Hindernisse aufgehalten, kam Don Jose unglücklicher Weise zu spät, und so ereignete sich inzwischen die entsetzliche Katastrophe, die ich ihnen eben erzählt habe.

„Don Sebastiano hat in den Papieren, die er seinem Neffen hinterlassen, das Geständniß niedergelegt, daß er mit seinem Bruder in der Nähe des Kraters angekommen, von dem einige Schritte zurückgebliebenen Führer unbeachtet, jenem einen Stoß versetzt habe, der ihn in den Abgrund stürzte. Den Vorsatz zu dieser schrecklichen That hatte er schon gefaßt, als er mit seinem Bruder so unvermuthet auf der Eremitage zusammentraf. Er heuchelte Reue über sein bisheriges feindseliges Benehmen gegen seinen Bruder, und Don Henrico, dessen friedfertiger, sanfter Charakter schon längst eine Aussöhnung mit seinem Bruder gewünscht hatte, glaubte ihm und ließ sich leicht überreden, mit ihm den Berg allein zu besteigen.

„Ich muß noch beifügen, daß Don Sebastiano in bußfertiger Zerknirschung und vollkommener Reue über die Sünden gestorben ist, die er sein ganzes Leben hindurch begangen hat. Möge ihm daher Gott in seiner Barmherzigkeit Gnade zu Theile werden und das Blut seines Sohnes, unseres Erlösers, zu gut kommen lassen, das dieser für alle Sünder am Kreuze vergossen hat!“

Der gute Abbate schloß hier mit seiner Erzählung, die bei allen seinen Zuhörern die lebhafteste Theilnahme erregt hatte. Er nahm nun sein Käppchen vom Kopfe und sah mit gefalteten Händen und frommem Blicke zum Himmel auf. Wir vereinigten unser stilles Gebet für die

Ruhe der Seele des Unglücklichen mit dem seinigen und dankten ihm dann innig für die Güte, mit der er uns so belehrend und erbauend unterhalten hatte.

Kurze Zeit darauf kam der Graf vom Berge zurück; er erzählte uns noch lange von den Wundern, die auf ihm zu sehen sind, und wir begaben uns dann nach Resina zurück, um da die Nacht zuzubringen.

---

## Achtes Kapitel.

### In Polen.

Briefe, welche der Graf bald darauf aus Polen erhielt, wo wichtige politische Begebenheiten vorgefallen waren, bestimmten ihn, dahin zurückzukehren, und da die milde Luft des südlichen Himmels und der Gebrauch der Seebäder die Gesundheit der Gräfin wieder ziemlich gestärkt hatten, so wurde die Reise, auf welcher sich eben nichts Merkwürdiges zutrug, auf dem kürzesten Wege zurückgelegt, und die gräfliche Familie traf nach einer Abwesenheit von drei Monaten wieder in Polen ein.

Das Schloß, auf welchem der Graf geboren worden, war sein Lieblingsaufenthalt und seine, wenn auch etwas einsame, aber romantische Lage an dem Abhange eines Hügels, von dem man die sich weithin ausdehnende Ebene überschauen konnte, durch welche die Weichsel strömte, machte es dieses Vorzuges auch vollkommen würdig. Susanna lebte mit ihren Kindern hier ein ruhiges, behagliches Stillleben, indem sie sich mit allem Eifer ihrem Berufe widmete und die ihr anvertrauten Mädchen zu frommen Christinnen erzog, wobei sie jedoch auch nicht versäumte, ihnen zugleich auch jene Bildung zu

geben, wie sie der Stand ihrer Eltern erforderte. Ihr Verstand und ihre Herzensgüte machten sie auch bei allen Bewohnern des Schlosses, mochten diese sich nun in den herrschaftlichen Zimmern oder in denen der Dienerschaft bewegen, so beliebt, daß man sie nur „die gute Susanna“ nannte, und Niemand sich im Schlosse befand, der, wenn er ihr begegnete, nicht ein freundliches Wort oder einen herzlichen Gruß für sie gehabt hätte. Sie war die Mutter der Armen des Dorfes, das unfern des Schlosses lag und zu diesem gehörte, und die zahlreichen Wohlthaten, welche die Gräfin spendete, hatten meistens Susanna zur Urheberin oder gingen durch ihre Hände.

Im Schlosse herrschte immer ein reges Leben, indem der Graf im ganzen Lande in sehr großer Achtung und zu den ringsum wohnenden adelichen Familien in der freundschaftlichsten Beziehung stand, und es daher auch nicht an zahlreichen Besuchen und Gegenbesuchen fehlte, an welchen Susanna aber nur in so ferne Antheil nahm, als die Gräfin es wünschte.

An einem heitern Wintertage brachte die Familie des Grafen den Nachmittag auf einem Schlosse zu, das eine und eine halbe Stunde von dem des Grafen entfernt war. Da später noch mehr Gesellschaft eintraf, ließen sich der Graf und die Gräfin bereden, auch noch Abends beim Souper zu bleiben. Dieses dauerte gewöhnlich bis tief in die Nacht, und Susanna wollte daher mit ihren Zöglingen, als die Nacht anbrach, nach Hause zurückkehren. Es war eine kalte, aber von der unbewölkten Scheibe des Vollmondes beleuchtete Winternacht, und der Weg konnte auf der glatten Schlittenbahn in einer halben Stunde zurückgelegt werden. Susanna bestieg mit den Kindern, in warme Pelze eingehüllt, den Schlitten, ein

Bedienter nahm Platz auf dem hinter dem Schlitten angebrachten Sitze, und rasch glitt jener, von zwei herrlichen Pferden gezogen, auf der hart gefrorenen Bahn fort.

Sie waren eben an den Saum eines Waldes gekommen, der sich bis an die Straße zog, da wurden die Pferde unruhig, als witterten sie die Nähe eines Feindes. Der Kutscher warf einen forschenden Blick um sich, bemerkte jedoch nichts, zog aber, mit solchen Erscheinungen vertraut, die Zügel weniger straff an, und die Thiere rannten, von Angst und Furcht gestachelt, im saußenden Galopp davon, so daß Susanna den Kutscher ermahnen zu müssen glaubte, sich der Pferde mehr zu bemächtigen und langsamer zu fahren, um nicht die Kinder in Gefahr zu bringen. „O gutes Fräulein," erwiederte der Kutscher, „die Gefahr ist weit größer, wenn wir langsam, als wenn wir schnell fahren. Der Instinkt lehrt meine Pferde, daß ein Wolf in der Nähe ist, und obwohl ich ihn selbst nicht gesehen habe, so überzeugt mich die Unruhe und die Angst der Thiere hinlänglich davon. Wir dürfen uns glücklich preisen, wenn wir das Schloß erreichen, ehe uns das Ungethüm auf den Nacken kommt."

Man hatte in dieser Gegend seit lange nichts mehr von Wölfen gemerkt, obwohl sie sonst häufig waren, und daher dachte Niemand mehr daran, Vorsichtsmaßregeln gegen sie zu ergreifen. Der lange währende, sehr kalte Winter mochte nun diese Raubthiere genöthiget haben, die dichten Wälder zu verlassen und sich den Wohnungen der Menschen zu nähern.

Susanna setzten die Worte des Kutschers in große Angst, weniger ihrer selbst, als der Kinder wegen, die sich, nachdem sie gehört hatten, was der Kutscher befürchte, ängstlich an sie anschmiegten und sie als ihre natürliche Beschützerin gegen jede drohende Gefahr betrachteten. Sie

wandte sich, wie immer in Kummer und Sorge, an den Allvater im Himmel, von welchem allein Hilfe in aller Noth zu erwarten ist.

Noch einige qualvolle Minuten vergingen, da hörten sie hinter sich schon das Schnauben des Raubthieres und sahen deutlich im Mondlichte, wie es trotz der Eile der Pferde, in plumpen, aber weit ausgreifenden Sprüngen immer näher kam. Der Bediente war von dem Hintersitze verschwunden; er mußte ihn schon früher, als es noch Zeit dazu war, verlassen haben und entflohen seyn. Der Kutscher konnte die Pferde nicht mehr halten; in rasenden Sprüngen tobten sie fort, so daß man jeden Augenblick erwarten mußte, der Schlitten werde zertrümmert werden. Susanna ließ die zitternden Kinder in das Innere des Schlittens niederkauern, deckte sie mit ihrem Leibe und befahl dem Kutscher, sobald der Wolf sie ergriffen habe, sich nicht mehr um sie zu bekümmern und sie ihrem Schicksal zu überlassen, dagegen alles Mögliche zu thun, damit die Kinder gerettet würden.

Das schreckliche Thier, desto lüsterner nach seiner Beute, je näher es derselben kam, war nur noch wenige Schritte vom Schlitten entfernt; Susanna erhob sich, Gott ihre Seele empfehlend, vom Sitze, um hinauszuspringen, und sich dem grimmigen Wolfe als Beute überliefernd dem Kutscher Zeit zu geben, mit den Kindern das Schloß zu erreichen, das sie schon vor sich erblickten, da, in dieser entsetzlichen Minute, war auch der rettende Engel Gottes zur Stelle: aus dem Gebüsche fiel ein Schuß, und das Raubthier, in den Kopf getroffen, wälzte sich heulend auf dem Boden, stieß schreckliche Töne der Wuth aus, suchte sich aufzuraffen, fiel aber bald todt nieder, ringsum den Schnee mit seinem Blute röthend.

Der Schuß hatte die ohnehin halb wüthenden Pferde vollends scheu gemacht, und sie sprangen von der Straße ab, dem Gebüsche zu, das sie in ihrem Laufe aufhielt, so daß sie an allen Gliedern zitternd stehen blieben.

Susanna hatte trotz der schrecklichen Lage, in welcher sie sich befand, die Besinnung nicht verloren und sah jetzt, als sie sich vor Erschöpfung kaum mehr aufrecht zu erhalten vermochte, einen Mann in Jägerkleidung neben dem Schlitten stehen, welcher sie theilnehmend fragte, ob sie keine Beschädigung erlitten habe. Sie verneinte und sah nun nach den Kindern, welche zwar todtenbleich und zitternd im Innern des Schlittens saßen, aber sich nun auf Susanna's Versicherung, daß alle Gefahr vorüber sey, schnell beruhigten.

Der Jäger half nun dem Kutscher, den Schlitten auf die Straße und das Gespann in Ordnung zu bringen. Nachdem er hierauf den erlegten Wolf ins Gebüsch gezogen hatte, um ihn am andern Tage da abholen zu lassen, nahm er auf Susanna's Einladung den Sitz ein, den der Diener verlassen hatte, um sie auf das Schloß zu begleiten. Auf dem Wege dahin sagte er zu Susanna, er sey Jäger bei dem Grafen Kusanow aus Rußland, welcher sich eben auf einem nahen Schlosse zum Besuche befinde.

„Man hat," sagte er, "die Anwesenheit eines Wolfes in dieser Gegend schon seit mehreren Tagen gespürt, aber bisher immer vergebens auf ihn Jagd gemacht. Da ich noch niemals einer Wolfsjagd beigewohnt habe, so schloß ich mich gerne an die Jäger des Gutsherrn an, bei dem sich der Graf auf Besuch befindet, um in Gemeinschaft mit ihnen das blutgierige Thier zu jagen, das schon grossen Schaden verübt hat. Im Walde habe ich mich von den übrigen Jägern verirrt, und ein glücklicher Zufall hat mich

gerade an die rechte Stelle geführt, um das Raubthier zu erlegen und ein wo nicht mehrere Menschenleben zu retten.“

„O nennen Sie dieß nicht Zufall,“ erwiederte Susanna mit fromm gefalteten Händen zum Himmel aufblikkend, „nicht ein Zufall — denn es gibt keinen — hat Sie zu unserer Rettung herbeigeführt, nein, Gott selbst, der meine Angst gesehen und mein Flehen erhört hat, sandte Sie, um der Retter des Lebens dieser unschuldigen Kinder zu seyn, die Ihnen nun als Ihrem Schutzengel danken.“

„Mögen Sie es nun nennen, wie Sie immer wollen,“ antwortete leicht lächelnd der Jägersmann, „ich preise mein günstiges Geschick, das mich zum Werkzeuge ihrer Rettung erkoren hat. Ich hatte, wie ich Ihnen schon sagte, in dem dichten Walde meine Gefährten verloren, und da ich mich so nahe an der Straße sah, so wollte ich eben wieder zurückkehren, um jene aufzusuchen, als ich Schlittengeklingel und den Galopp von Pferden hörte. Nicht lange währte es, so sah ich im Scheine des Vollmondes einen Schlitten die Straße heranrasen und hinter ihm ein wahres Ungeheuer von einem Wolfe in plumpen Sprüngen dem Schlitten nachsetzen. Ich machte mich schußfertig, und das Thier kam mir eben recht zum Schusse, als es für Sie die höchste Zeit war; ich ein ein gewandter und kaltblütiger Schütze, und mein gutes Glück, oder Gott, um mit Ihrer Ueberzeugung zu sprechen, hat meine Kugel dahin gelenkt, wohin ich sie bringen wollte, in den Kopf des Thieres, wo sie es am Sichersten tödten mußte.“

Eben kam der Schlitten im Schloßhofe an, und hier entsetzte man sich nicht wenig, als man die schreckliche Gefahr erfuhr, in welcher das Leben der gräflichen Kinder geschwebt hatte. Susanna's erstes Geschäft nach ihrer Ankunft war, sich mit den Kindern in die Kapelle des Schlos-

ses zu begeben, wo sie an einem Altare Kerzen anzünden ließ und sich mit den Kindern vor dem Bilde des Gekreuzigten auf die Kniee warf. „Betet, liebe Kinder,“ ermahnte sie selbe, „betet und danket dem Heilande und seiner heiligen Mutter für den Schutz, den sie uns im Augenblicke der höchsten Gefahr so gnädig gewährt haben; danket Gott mit demüthigem Herzen und bittet ihn, er möge euch seines Schutzes immer würdig erhalten.“

Nachdem sie die Kapelle verlassen hatten, fand Susanna für nöthig, den Grafen und dessen Gemahlin von dem Vorgange in Kenntniß zu setzen, sie sandte deßhalb einen reitenden Boten mit einem Briefe an sie ab, welcher die kurze Erzählung der bestandenen Gefahr und der glücklichen Rettung enthielt. Hierauf brachte sie die Kinder zu Bette, welche nun wieder ganz beruhigt waren, und verfügte sich selbst zur Ruhe, nachdem sie den fremden Jäger, der ihr aus der Art, wie er sich ausdrückte, und aus seinem ganzen Benehmen zu schließen, eine für seinen Stand ungewöhnliche Bildung zu besitzen schien, das Versprechen abgenommen, bis zur Rückkehr des Grafen im Schlosse zu bleiben, und für seine Bewirthung Sorge getragen hatte.

Der Graf und seine Gemahlin brachen nach dem Empfange des Briefes sogleich auf, um sich zu überzeugen, ob der Schrecken ihren Kindern keinen Schaden zugefügt habe, und kamen nach Mitternacht nach Hause. Auf dem Wege erkannten sie an der blutigen Stelle den Ort, wo der Wolf erlegt worden war, und da sie beide von tiefem religiösen Gefühle durchdrungen waren, so unterließen sie nicht, dem höchsten Urheber der Rettung ihrer Kinder an der Stelle selbst, wo sie geschehen, ihren innigen Dank zu zollen. Im Schlosse angekommen, überzeugten sie sich an dem ruhigen

Schlafe der Kinder, daß die bestandene große Gefahr keinen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit gehabt habe.

Am darauffolgenden Morgen ließ sich der Graf zuerst von dem Kutscher den ganzen Vorgang umständlich erzählen, und erfuhr von ihm die Flucht des Dieners, welcher den Schlitten begleitet hatte, so wie den edelmüthigen Entschluß Susanna's, für die Rettung der Kinder ihr Leben zu opfern, und den glücklichen Schuß des Jägers. In Begleitung der Gräfin trat er nun in das Zimmer, wo Susanna sich mit den Kindern befand, und sagte mit gerührter Stimme zu jener:

„Liebe Susanna, ich weiß längst, wie vortrefflich die Lehren sind, welche Sie meinen Kindern geben, und wenn ich auch niemals zweifelte, daß sie auch im Geiste dieser Lehren handeln würden, wenn sich Gelegenheit dazu böte, so hat mir ihr Benehmen bei dem gestrigen schrecklichen Vorfall doch nun den vollkommenen Beweis davon geliefert. Ich weiß, es gibt keine Tugend ohne Bescheidenheit und Demuth, und ich merke, Sie wollen meinen Dank ablehnen, doch lassen Sie mich ausreden; die Dankbarkeit, welche das Vaterherz fühlt, macht mir dieß zum Bedürfnisse. Sie wollen sagen, Sie hätten ja kein Opfer zu bringen gehabt, aber ich weiß, daß Sie entschlossen waren, es zu bringen, und so sehr ich Gott danke, daß das Opfer Ihres Lebens, das Sie der Rettung meiner Kinder bringen wollten, nicht nöthig war, so erkennt und belohnt Gott, der Sie ja hätte das Opfer können vollbringen lassen, den Willen für die That, und ich handle doch wohl am Besten, wenn ich im Sinne Gottes handle. Ich kann Sie zwar nicht genug belohnen, aber was in meinen Kräften liegt, Sie glücklich zu machen, soll geschehen; Gott hört mein Versprechen und möge den Wort-

brüchigen strafen. Sie treten von nun an in die Rechte meiner Tochter, betrachten Sie sich als solche, und ich hoffe noch Gelegenheit zu haben, Ihnen die Wahrheit meines Versprechens auch durch die That zu beweisen."

Nach diesen Worten, welche Susanna mit den Thränen inniger Freude anhörte, führte sie der Graf seiner Gemahlin zu, welche sie weinend in die Arme schloß, indem sie vor tiefer Rührung kaum einige wenige Worte des Dankes aussprechen konnte.

Hierauf begab sich der Graf in sein Zimmer, wohin ihn seine Gemahlin und Susanna begleiteten, und ließ den fremden Jäger rufen. Dieser war ein Mann von etwa 25 Jahren, von hoher Gestalt und einnehmenden Gesichtszügen, auf welchen aber nicht undeutlich zu lesen war, daß das Leben des Mannes, der sie trug, nicht ohne Vorwurf gewesen seyn mochte. Er verbeugte sich mit vielem Anstande vor den Anwesenden und fragte den Grafen in einer Haltung, die seinem Stande dem polnischen Grafen gegenüber angemessen, aber nicht kriechend war, nach dessen Befehlen.

„Du hast mir gestern," begann der Graf, „einen wichtigen Dienst erwiesen, wie kann ich dich dafür belohnen?"

„Es ist wohl keines Lohnes werth, Herr Graf," antwortete der Fremde, „wenn einem Jäger von Handwerk ein glücklicher Schuß gelingt; daß ich mit meinem Schusse so glücklich gewesen bin, Ihnen einen Dienst zu erweisen, ist nicht mein Verdienst, sondern Zufall."

„Diesen Dienst nach seinem wahren Werthe zu schätzen," sagte der Graf verwundert über die Uneigennützigkeit des Jägers, an die er nicht recht glauben zu wollen schien, „mußt du wohl mir überlassen. Also — ich will dein Schuldner nicht bleiben, sage daher, ob dir mit Geld gedient ist, — du sollst mich nicht geizig finden."

„Geld," erwiederte der Jäger, „ist zwar keine verachtungswerthe Sache, aber ich könnte nur etwa dann eine Belohnung überhaupt annehmen, wenn mein Schuß den Wolf gefehlt hätte, und ich genöthiget gewesen wäre, dem Thiere mit dem Hirschfänger auf den Leib zu gehen und so mein eigenes Leben in Gefahr zu setzen Da Sie aber nicht einmal wissen, ob ich dieses im Falle der Noth auch wirklich gethan hätte, und ob ich nicht vielmehr in das Gebüsch zurückgekehrt seyn würde, wohin mich der Wolf wohl schwerlich verfolgt hätte, so genügt es Ihrer Seits, Herr Graf, mir ein dankendes Wort gesagt zu haben."

Susanna, die erst jetzt beim Lichte des Tages die Gesichtszüge des Jägers betrachten konnte, da der Schrecken in der vorigen Nacht sie daran gehindert hatte, glaubte in denselben etwas Bekanntes, ja schon früher Gesehenes zu finden, und wandte dem Gespräche, das an sich selbst schon etwas eigenthümlich war, um so mehr ihre volle Aufmerksamkeit zu.

Der Graf schien mit sich selbst nicht einig zu seyn, was er von diesem Jäger halten sollte, dessen Gleichen ihm noch nicht vorgekommen war. Er besann sich einige Augenblicke und sagte dann:

„Du bist kein Pole?"

„Nein, sondern ein Deutscher."

„Bist du zufrieden im Dienste des Grafen Kusanow?"

„Je nun, der Graf behandelt mich zwar nicht wie einen Hund, aber immer geringschätzender als es einem deutschen Manne lieb ist, und er macht höchstens zwischen mir und seinen leibeignen Dienern den Unterschied, daß er mir nicht wie diesen die Knute geben läßt. Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, ihm vielleicht das Leben, jedenfalls aber einen großen Theil seines Eigenthums zu retten, doch

daran erinnert er sich nur mehr höchst selten, und ist es einmal thunlich, so bin ich entschlossen, ihn um meine Entlassung zu bitten."

„Hast du Kenntnisse von der Forstkultur?"

„O ja; ich habe sie auf einer deutschen Universität studirt und bei meinem Vater, welcher Förster ist, einige Zeit lang praktisch betrieben."

„Gut! Willst du in meine Dienste treten?"

„Sehr gerne, Herr Graf, wenn mich Graf Kusanow sogleich entlassen will."

„Dieß ist meine Sache. Komme in einer Stunde wieder, ich werde inzwischen an den Grafen Kusanow schreiben, und ich weiß, er wird mein Verlangen, dich mir zu überlassen, gerne erfüllen. Bringe mir also seine Antwort selbst und lasse zugleich deine Habe hieher schaffen. Du wirst künftig keine Livrée mehr tragen, sondern die Stelle eines ersten Försters meiner Waldungen einnehmen. So weit ich dich in unserm kurzen Gespräche kennen gelernt habe, glaube ich, wird dir dieser Lohn der liebste sein; nicht wahr?"

„Gewiß, Herr Graf, und meine Treue und mein Eifer in Ihrem Dienste werden meine Dankbarkeit beweisen."

Der neue Förster entfernte sich, und Susanna, welche das Gespräch mit gespantester Aufmerksamkeit angehört hatte und hoffen zu dürfen glaubte, ihr Lebensretter sey der junge Mann aus der Erzählung des alten Martin, der sich Frohberg nannte, eilte ihm sogleich nach ins Vorzimmer und sagte zu ihm:

„Gestatten Sie mir eine Frage, Herr Förster, zu welcher mich nicht Neugierde, sondern eine wichtige Ursache veranlaßt, die Sie sogleich hören sollen, die Frage nämlich nach Ihrem Namen und Vaterlande."

„Ich beantworte Ihnen diese Frage recht gerne, mein Fräulein, habe ich doch nicht Ursache, Namen und Vaterland zu verläugnen. Ich nenne mich Friedrich Frohberg und bin der Sohn des Försters zu *** im ***schen.“

„Wie danke ich dir für diese Gnade, Vater im Himmel!“ rief Susanna mit von Freude strahlendem Gesichte aus, „ja wunderbar sind deine Wege und durch Dornen und Trübsal führst Du uns zu Glück und Freude; ich mußte in die Gefahr gerathen, mein Leben zu verlieren, um nun diese Freude zu empfinden!“

Frohberg sah sie verwundert an und wußte sich die Begeisterung des jungen Mädchens nicht zu erklären, das mit Thränen im Auge seine Hand gefaßt hatte und sich zutraulich zu ihm hinneigte. Er wollte seiner Verwunderung eben Worte geben, als Susanna fortfuhr:

„O sagt Ihnen Ihr Herz denn durchaus nichts bei meinen Worten, und erweckt mein Anblick nicht eine Jugend-Erinnerung in Ihnen?“

„Sollte es möglich seyn? — Sie heißen Susanna, wie ich höre, — doch nein! — es ist ja nicht denkbar; wie sollte auch meine Schwester ihren Vater verlassen haben, und nach Polen gekommen seyn!“

„Und doch ist es so, mein theurer Bruder! Ja ich bin deine Schweste Susanna, und du bist mein lieber, lange vermißter Bruder Friedrich!“

Wer vermag das Entzücken dieses Wiederfindens zu schildern, eines Wiederfindens unter solchen Umständen? Wortlos sanken Bruder und Schwester einander in die Arme und überließen sich dem freudigen Genusse des Wiedersehens. Sie hörten es nicht, daß die Thüre, welche in das Zimmer des Grafen führte, geöffnet wurde und die Gräfin heraustrat. Diese erstaunte nicht wenig, ihre

Susanna, das sittsame Mädchen, in den Armen des fremden Mannes zu erblicken, und gab endlich durch ein Geräusch ihre Anwesenheit zu erkennen. Susanna eilte sogleich auf sie zu, drückte der Gräfin Hand an ihre Lippen und rief unter den fließenden Thränen der reinsten, innigsten Freude aus:

„O meine gnädige Gräfin, ich weiß, Sie theilen die Freude, welche in diesem Augenblicke mein Herz erfüllt; ich habe meinen lange vermißten Bruder wieder gefunden, über dessen Verlust Sie mich oft trauern gesehen haben; hier steht er vor Ihnen!"

„Ich theile um so lieber deine Freude, liebe Susanna," sagte die Gräfin, nachdem sie sich hatte über die näheren Umstände aufklären lassen, „als das männliche Benehmen deines Bruders meinem Gemahl gegenüber ihm meine volle Achtung erworben hat. Aber wie wunderbar hat die Vorsehung dieses Wiederfinden herbeigeführt! Ja, Gott ist groß, und unerforschlich sind seine Wege!"

Noch standen die Gräfin und die Geschwister im traulichen Gespräche beisammen und sprachen von der schönen Zukunft, welcher sie ihre Vereinigung entgegenführte, als der Graf mit dem Briefe an Friedrich's bisherigen Herrn in's Zimmer trat. Er war über die wunderbare Begebenheit des Wiederfindens der Geschwister eben so erstaunt als erfreut und ermahnte nun Friedrich, seine Entlassung aus dem Dienste des Grafen Kusanow so schnell als möglich zu bewirken, um sich dann desto ungestörter des Wiederfindens seiner Schwester erfreuen zu können. „Friedrich," fügte er bei, „möge sich ein Pferd satteln lassen, um schneller wieder zurückzukehren."

Graf Kusanow, der sich dem Grafen Rasowski gerne gefällig erweisen wollte, ertheilte Frohberg sogleich seine

Entlassung, nachdem ihm dieser die Begebenheit mit dem Wolfe und das Wiederfinden der Schwester erzählt hatte, und traf noch vor Abend in dem Schlosse ein. Die Geschwister sehnten sich nach gegenseitiger Mittheilung, und besonders Friedrich, dem Susanna bisher den Tod seines Vaters und die Umstände dieses Todes verschwiegen hatte, wünschte über das, was sich seit seiner Abwesenheit aus dem Hause des Vaters in demselben zugetragen, ausführliche Nachrichten zu empfangen. Nachdem sich also der neue Förster in dem Forsthause, das unweit des Schlosses am Saume des Waldes lag, etwas eingerichtet hatte, brachten die Geschwister den Abend auf Susanna's Zimmer zu, wo sie einander ihre Erlebnisse seit ihrer Trennung erzählten.

---

## Neuntes Kapitel.

### Die Erlebnisse des Bruders.

Susanna erzählte ihrem Bruder, wie sie im Kloster und nach der Rückkehr aus demselben zu Hause gelebt und wie sehr sie bedauert habe, den Bruder nicht mehr zu finden. Als sie in ihrer Erzählung auf die Ueberschwemmung kam, da hielt sie inne, und ihre Thränen floßen unaufhaltsam bei der Erinnerung an den Tod des theuern Vaters. Friedrich konnte das unglückliche Ende desselben nur bruchstückweise erfahren, und es ergriff ihn auf das Tiefste.

„So mußtest du also sterben, theurer Vater," sagte er endlich nach langem Schweigen mit einem tiefen Seufzer, „ohne deinen Sohn noch einmal gesehen, ohne seine Besserung erlebt und ihn gesegnet zu haben!" Auch seine Thränen flossen reichlich, und als Susanna nun, um ihn zu

zerstreuen, die Erzählung ihres Schicksales bis zu ihrem Wiederfinden fortsetzte, da fand sie bei ihrem Bruder nur halbes Gehör, und wurde von ihm immer wieder durch Fragen nach irgend einem Umstande über den Vater unterbrochen.

Endlich kam die Reihe an Friedrich, und er erzählte seiner Schwester Folgendes:

„Du weißt wahrscheinlich von unserm guten, unvergeßlichen Vater, liebe Susanna, daß ich im übermüthigen Trotze das Vaterhaus verlassen habe, da ich dünkelhafter Thor meinte, ich wäre bereits zu alt, um mich von dem Vater, dessen Warnungen und Ermahnungen ich doch so sehr bedurfte, hofmeistern zu lassen. Das Leben, welches ich nun eine Zeit lang führte, bestand aus einer Kette von Verirrungen, an die ich mich nicht erinnern und mit deren Erzählung ich dich nicht ärgern mag; es genügt, dir zu sagen, daß ich, wie ich mir selbst sagte, meine Freiheit recht benützen und mich für den Zwang, den ich meiner thörichten Meinnung nach im Vaterhause hatte erdulden müssen, entschädigen wollte. Aber ich gestehe dir, ein rechtes Vergnügen, eine wahre Freude empfand ich dabei niemals; mein Zustand war der des Sinnentaumels, und wenn ich ja auf kurze Zeit erwachte, so war mir unbehaglich dabei zu Muthe, denn mein Gewissen, das ich noch keineswegs hatte ganz zum Schweigen bringen können, machte mir Vorwürfe; seine Stimme ward mir lästig, und um sie zu übertäuben, begann ich mein ungeregeltes Leben wieder von Neuem. Diese Lebensweise war aber denn doch mit zu vielen Ausgaben verknüpft, als daß ich sie hätte lange führen können; denn war ich auch während dieser Zeit mehrmals als Jäger oder Förster in Diensten, so dauerte dieser Dienst niemals lange, da ich mich lieber in der

Schenke, als im Jagdrevier, lieber an Vergnügungsorten, als im Forste aufhielt. Ich begriff endlich, daß die Sache anders werden müßte, und nahm mir vor, doch einmal der Stimme der Vernunft, oder vielmehr der Klugheit, Gehör zu geben.

„Es war gerade damals Messe in einer großen Handelsstadt, und ich begab mich dahin, um irgend ein Unterkommen zu finden. Der Zudrang von Fremden war ungewöhnlich groß, und ich und noch ein anderer Fremder, der mit mir zugleich in demselben Gasthofe angekommen war, konnten nur mit Mühe noch gemeinschaftlich ein Zimmerchen erhalten. Ich hatte mit dem Fremden, den ich, aus der Art zu schließen, wie er das Deutsche sprach, für einen Polen hielt, nur einige Worte an der Abendtafel gesprochen, und wir gingen bald zur Ruhe. Nachts wurde ich durch ein Pochen an die Thüre geweckt; mein Zimmergenosse stand auf und fragte, was man wolle, und der Kellner erwiederte, Herr von Balow, der sich nach dem Fremdenbuche in diesem Zimmer befinden müsse, werde von der Polizei gesucht und möge daher das Zimmer öffnen. Der Fremde bekannte sich zu obigem Namen und sagte, er wolle sogleich öffnen. Es vergingen jedoch einige Minuten, und ich glaubte während dem zu bemerken, daß der Fremde ein Paket Papiere unter seinem Kopfkissen hervorzog, und einen Ort suchte, wohin er sie verbergen könnte. Die vor der Thüre Stehenden wurden aber ungeduldig, Balow öffnete und ein Polizeibeamter trat ein, welchem zwei Gendarmen folgten. Der Kellner kam mit Licht, der Polizeibeamte fragte, welcher von uns beiden Herr von Balow sey, und zeigte diesem dann den Befehl vor, ihn und sein Gepäcke mit fortzunehmen. Balow konnte nicht Widerstand leisten, kleidete sich an und verließ mit dem Polizeimanne

das Zimmer, nachdem dieser das Bett in welchem Balow gelegen war, noch genau untersucht und sich durch meinen Paß überzeugt hatte, daß ich mit Jenem nicht in Verbindung stehe. Ich schlief nach dieser unwillkommenen Unterbrechung bald wieder ein.

„Als ich am Morgen die Decke meines Bettes auf die Seite schob und aufstand, fiel das Paket zur Erde, welches ich in der Nacht in den Händen Balow's gesehen und das dieser, ehe er die Thüre öffnete, von mir unbemerkt unter die Decke zu bringen gewußt hatte. Der Umschlag war unverschlossen, und als ich ihn öffnete, fand ich darin zwei Pakete, von welchen das eine versiegelt, das andere aber offen war. Um letzteres war ein Zettel geheftet, auf welchem die Worte standen:

„Wem immer dieses Paket in die Hände fällt, der wird gebeten, die versiegelten Papiere sicher und durch einen vertrauten Boten an ihre Adresse gelangen zu lassen. Als Entschädigung liegen 200 Thaler in Kassascheinen bei, den Ueberbringer der unentsiegelten Papiere erwartet überdieß noch eine besondere ansehnliche Belohnung.“ Die Adresse enthielt den Namen: „Herrn van Stoppen in ***.“

„Ich besann mich nicht lange und beschloß, ohne nachzugrübeln, welches der Inhalt der Papiere seyn möge, die Reiseentschädigung und die Belohnung zu verdienen und die Papiere, welche der Polizei zu übergeben ich weder Neigung noch Verpflichtung fühlte, selbst an die Adresse zu überbringen. Ich machte mich sogleich auf den Weg und traf nach einigen Tagen in *** ein.

„Als ich Herrn van Stoppen die Papiere überreicht hatte, untersuchte er genau das Siegel, kouvertirte das Paket, gab es einem Diener zum Forttragen und bat mich, dessen Zurückkunft zu erwarten. Nach einer Viertelstunde

kam der Diener wieder zurück und lud mich ein, ihm zu folgen. Er führte mich in ein schönes, pallastähnliches Haus, wo mich in einem Zimmer, dessen prachtvolle Ausschmückung den Reichthum und hohen Stand seiner Bewohner bewies, eine ältliche Dame empfing, die mich auf folgende Weise anredete:

"Junger Mann, durch die Ueberlieferung dieser Schriften haben Sie meiner Familie und der Sache eines eben so edlen als unglücklichen Volkes einen großen Dienst erwiesen. Erzählen Sie mir nun aber auch, auf welche Weise sie in Ihre Hände gerathen sind."

"Ich erzählte ihr umständlich den Vorgang im Gasthause. Sie hörte mich aufmerksam an und brach, nachdem ich geendet hatte, in die Worte aus: „Unglücklicher Neffe! Mußtest du also dennoch in die Gewalt unserer Feinde gerathen! Doch man wird keine Beweise gegen dich aufbringen können, da die Papiere in meinen Händen sind, und hoffentlich wirst du bald wieder in Freiheit gesetzt werden. Sie aber, mein Freund, könnten, wenn Sie Herr Ihrer Zeit und Person sind, den mir geleisteten Dienst noch um Vieles vergrößern, wenn Sie die Nachricht von dem Schicksale meines Neffen und der Rettung der Papiere mit einigen mündlichen Aufträgen, die ich Ihnen ertheilen werde, an den Grafen Zrinewsky in Warschau überbringen wollten. Ich halte dieß für sicherer, als Sie mit Briefen zu versehen, da diese so leicht durch Zufall verloren gehen oder sonst auf irgend eine Weise in unrechte Hände gelangen können." Da ich hierauf äußerte, daß ich zur Annahme ihres Vorschlages nicht abgeneigt sey, fuhr die Dame fort:

„Zur Beglaubigung Ihrer Sendung wird Ihnen der Ring dienen, den ich Ihnen hiemit übergebe. Die ver-

heißene Belohnung für die Ueberbringung der Papiere empfangen Sie hier in diesem Pakete Banknoten, noch mehr sollen Sie in Warschau erhalten, wenn Sie meinen Auftrag erfüllt haben werden. Sollten Sie wünschen, in Warschau in Dienste zu treten, so wird Graf Zrinewsky Ihnen gerne eine geeignete Stelle verschaffen."

„Obwohl ich merkte, daß meine Sendung eine politische werden sollte, so zauderte ich doch nicht, mich zu allem bereit zu erklären, was man von mir fordern würde, und zwei Tage darauf reiste ich mit verschiedenen mündlichen Aufträgen an den Grafen Zrinewsky und mit einem Passe versehen ab. An der polnischen Gränze wurde ich zwar sehr genau ausgefragt, da aber meine Papiere in Ordnung und meine Antworten auf die mir gestellten Fragen nach Zweck und Absicht der Reise lange vorher überdacht und unverfänglich waren, so ließ man mich ungehindert ziehen, und ich kam glücklich in Warschau an, wo ich in dem Hause des Grafen, nachdem man mich als Vertrauten und Abgesandten erkannt hatte, die freundlichste Aufnahme fand. Ich erhielt sogleich eine mir zusagende Stelle unter den Beamten des gräflichen Hauses, und erwarb mir das Vertrauen meines neuen Herrn in so hohem Grade, daß er mir die wichtigsten Missionen anvertraute und mich als Mittelsmann zwischen sich und seinen entfernten Freunden gebrauchte.

„Das schöne Werk, Polen die Selbstständigkeit seiner Religion und seines Thrones wieder zu geben, reifte immer hoffnungsvoller heran, als in Folge eines schändlichen Verrathes, der unter den Verbündeten selbst seinen Sitz hatte, der Graf Zrinewsky und mit ihm zugleich die vornehmsten Mitglieder des geheimen Bundes plötzlich und ohne daß sie auch nur die leiseste Ahnung davon ge-

habt hätten, verhaftet und in strenge Gewahrsam gebracht wurden. Die Güter der Verhafteten wurden mit Beschlag belegt und die Dienerschaft entlassen.

„Graf Zrinewsky hatte oft mit großer Zärtlichkeit von einer Schwester gesprochen, die in Moskau verheirathet war. Da ich längst gewünscht hatte, diese alte Czaarenstadt zu sehen, hinreichende Mittel zur Reise besaß, und voraus zu sehen war, daß mich die Schwester des Grafen als den Ueberbringer von Nachrichten über dessen letzte Schicksale gut aufnehmen werde, so machte ich mich auf den Weg nach Moskau und zwar mit dem Entschlusse, mit Bequemlichkeit zu reisen. Ich habe dir gesagt, daß ich nach und nach die Fehler, die mich aus dem väterlichen Hause vertrieben, einsehen und vermeiden gelernt hatte; die letzte und eindringlichste Lehre aber sollte ich in dieser Beziehung auf meiner Reise erhalten, als ich nur noch zwei Tagreisen von Moskau entfernt war.“

Auf dem Wege hatten sich vier reisende Musiker an mich angeschlossen, muntere lustige Bursche, deren Reiseziel ebenfalls Moskau war. In den größern Orten gaben sie kleine Concerte, und da ich nicht zu eilen hatte und mir ihre Gesellschaft viele Unterhaltung bot, so blieb ich bei ihnen. Eines Mittags waren wir in ein Städtchen gekommen, in dessen Wirthshause eben ein Hochzeitsfest begangen wurde. Die fremden Musiker waren natürlich dabei willkommen, man lud sie und auch mich, ihren Begleiter, zum Feste ein, und des Zechens wurde beinahe kein Ende. Als ich am Morgen darauf erwachte, lag ich ausgezogen im Bette und ein stechender Schmerz im Kopfe erinnerte mich nur zu fühlbar daran, daß ich alle meine Mäßigkeits-Vorsätze ganz und gar vergessen hatte. Ich stand auf, kleidete mich an und vermißte nun zu meinem

größten Schrecken das ansehnliche Packet mit Kassaanweisungen, das ich in einer Seitentasche meines Reiserockes verborgen gehabt hatte. Ich eilte sogleich in das Gastzimmer und fragte nach meinen Reisegefährten, erfuhr aber zu meinem größten Erstaunen, daß sie unter dem Vorwande, sie müßten ihre Reise schleunigst fortsetzen und könnten mein Erwachen nicht abwarten, schon vor mehrern Stunden abgereist wären. Ich mochte ihnen wohl in dem trunkenen Zustande, in welchem ich mich befand, das Geheimniß meines Schatzes verrathen haben; die Diebe hatten ihn mir geraubt und sich dann so schnell als möglich mit ihrer Beute entfernt. Der Wirth bezeugte mir aufrichtige Theilnahme, aber die Schurken, meinte er, wären nicht mehr einzuholen, und eine Anzeige bei dem Gerichte würde mit Weitläufigkeiten verbunden seyn, ohne einen günstigen Erfolg zu versprechen. Durch meinen Leichtsinn hatte ich auf diese Weise mein ganzes Vermögen eingebüßt, das aus den beträchtlichen Geschenken des Grafen Zrinewsky und meinen Ersparnissen bestehend sich auf eine ziemlich bedeutende Summe belief. Was mir die Diebe gelassen hatten, bestand nur in einiger Silbermünze, mit der ich Moskau nicht erreichen konnte. Mit dem Vorsatze, den nächsten Dienst anzunehmen, der sich mir bieten würde, reiste ich ab, und traf am andern Tage in einem Dorfe ein, wo ich auf eine abenteuerliche Weise in die Dienste des Grafen Kusanow kam.

„Du kennst nun meine Geschichte, liebe Schwester, die ich mit der Versicherung schließe, daß mir jene Lehre nicht umsonst zu Theile geworden ist, denn ich habe mich seit dem niemals wieder einer Ueberschreitung der Mäßigkeit schuldig gemacht, so oft ich auch noch Gelegenheit und Aufforderung dazu gehabt habe.“

Susanna hatte die Erzählung ihres Bruders mit großer Theilnahme vernommen. Nachdem sie einige Minuten nachdenklich vor sich hingesehen hatte, sagte sie endlich:

„Mit großer Freude, lieber Friedrich, höre ich, daß du zu der Ueberzeugung gelangt bist, nur innerhalb der Schranken der Ordnung und Mäßigkeit sey Heil und Glück zu finden, und daß deine gegenwärtige Lebensweise so beschaffen ist, daß auch unser guter Vater mit ihr zufrieden seyn würde. Er wird sich gewiß auch noch jenseits darüber freuen, aber mit Trauer vernehme ich, daß du dich nur aus Gründen menschlicher Klugheit zu der Aenderung deines Benehmens bewegen ließest; daß dich auch religiöse Gründe dazu bestimmt haben, davon sagtest du kein Wort, während doch die Religion, der Wille Gottes, die vorherrschende Triebfeder unserer Handlungen seyn soll.“

„Ich dächte,“ erwiederte Friedrich lächelnd, „auf den Grund käme es dabei nicht an. Ich habe die Herrschaft über meine schlimmen Neigungen und Gewohnheiten erlangt, — der Grund, warum ich sie bekämpfe, ist doch wahrlich gleichgültig.“

„Ich habe eine andere Ansicht, lieber Bruder, und glaube, daß jede Tugend aus einem ganz andern Grunde hervorgehen müsse, als nur aus dem Grunde menschlicher Berechnung und menschlicher Klugheit. Ich glaube, daß uns ganz andere Ursachen bestimmen müssen, die Tugend zu lieben und das Laster zu fliehen, als nur irdische Rücksichten, denn wir sind nur Pilger auf dieser Erde, und unser Leben auf dieser soll die Vorbereitung zu einem höhern, bessern, zu dem ewigen seyn. Du hast z. B. die Erfahrung gemacht, daß Ausschweifungen die Gesundheit zerstören und uns die Achtung der Menschen rauben; — da du nun einsehen gelernt hast, daß Gesundheit und

Achtung der Menschen nothwendige Bedingungen irdischen Glückes sind, so befleißest du dich einer mäßigen, nüchtern Lebensweise, um im Besitze dieser irdischen Güter zu bleiben. Du würdest aber vielleicht im Gegentheile deine frühere Lebensweise fortsetzen, wenn sie dich nicht nothwendig zu Körpersiechthum, Verachtung und Armuth führen würde?"

„Allerdings würde ich in diesem Falle weniger strenge gegen mich seyn, und warum sollte ich es auch nicht, da diese Strenge mir dann keine Vortheile brächte, sondern mir nur Zwang und Entsagung auferlegen würde?"

„Du hältst also — ich schließe dieß ganz folgerecht aus deiner Behauptung — alles für erlaubt, was keine zeitlichen Nachtheile bringt, und was menschliche Gesetze nicht bestrafen können? Der Dieb, der Betrüger, der Mörder, sie dürfen ohne Scheu ihre Verbrechen ausüben, wenn sie selbe vor den Augen der Menschen zu verbergen wissen?"

„Du folgerst zwar etwas scharf, aber ich kann deinen Schluß nicht so recht widersprechen, muß dir aber bemerken, daß es mit den Verbrechen und Lastern, die du da anführst, doch ein anderer Fall seyn möchte."

„Laster ist Laster, das eine ist zwar verächtlicher und strafwürdiger, als das andere; aber jedes ohne Ausnahme ist verdammungswerth ohne Rücksicht auf Maß und Größe. Begreifst du denn nicht, lieber Bruder, daß deine Grundsätze das ganze Gebäude der Moral, jeder Religion überhaupt und besonders der christlichen über den Haufen werfen, welche lehrt, daß jenseits die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird?"

„Du berührst hier einen Punkt, liebe Schwester, über welchen ich noch nicht mit mir selbst in's Reine kom-

men konnte, so oft und ernst ich auch schon über ihn nachgedacht habe."

„Deine Rede erfüllt mich mit Entsetzen, denn sie sagt mir deutlich, daß mein Bruder unter die Unglücklichen gehört, deren es heut zu Tage so viele gibt, unter Jene, welche nur glauben wollen, was ihren Sinnen und ihrem beschränkten menschlichen Verstande einleuchtend ist, in die Klasse der Menschen, welche nicht an Gott glauben, weil sie nicht fähig sind, ihn zu begreifen, und nicht guten Willen genug haben, eingedenk der Lehren, die man ihnen in ihrer Jugend eingeprägt hat, an ihn zu glauben, ohne ihn begreifen zu können. Ich meines Theils gehe hier ganz einfach zu Werke, und jeder Christ, dem das Heil seiner Seele lieb ist, macht es eben so: ich glaube an die Wahrheiten unserer heiligen Religion, wie sie die heilige Schrift und die Ueberlieferung, und die Kirche als Auslegerin der Schrift lehren; ich glaube, und dieser Glaube erfüllt mein Herz mit Muth und Kraft, alles mit Standhaftigkeit zu ertragen, was mir des Himmels Wille aufzuerlegen für gut findet; er erfüllt es mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß ich meinen Lohn dafür theils schon hier auf Erden durch Seelenruhe und innern Frieden, noch glänzender aber jenseits des Grabes im ewigen Vaterlande und in der Glorie des Himmels erlangen werde."

Susanna hatte diese Worte mit frommer Begeisterung gesprochen, die sich in ihren verklärten Blicken und auf ihren höher gerötheten Wangen abspiegelte, und wenn gleich Friedrich in seinem Unglauben weit entfernt war, sich dem, was er bei sich selbst „Schwärmerei" nannte, gefangen zu geben, so fühlte er doch, ein Glaube, wie ihn seine Schwester besitze, müsse glücklich machen, und er wünschte wohl, seiner Zweifel in dieser Beziehung los zu

seyn und den nämlichen Glauben zu besitzen. Er war in Nachdenken versunken, und Susanna fuhr fort:

„Ich wollte, ich besäße Beredsamkeit genug, dir alles, was ich fühle, sagen und dich von deinen Irrthümern überzeugen zu können; aber ich kenne einen Mann, welcher, wenn du ihn hören willst, alle deine Zweifel genügend lösen und dich auf einen Pfad führen wird, welcher allein zum Glücke diesseits und jenseits zu führen vermag. — Bei den Grundsätzen, die du mir eben zu erkennen gabst, bedienst du dich wohl auch der Heilsmittel nicht, deren häufigen Gebrauch unsere zärtliche Mutter, die Kirche, ihren Kindern zur unerläßlichen Pflicht macht?"

„Wenn du unter diesen Heilsmitteln," versetzte Friedrich etwas verlegen, „die Beicht und Kommunion verstehst, so muß ich allerdings bekennen, daß ich mich ihrer schon seit vielen Jahren nicht bedient habe."

„Ich konnte mir es wohl denken," sagte Susanna seufzend, „denn Eines folgt aus dem Andern, und doch gibt es kein besseres Mittel, auch die tiefsten Wunden der Seele zu heilen, als den Gebrauch dieser heiligen Sakramente. Gäbe es ein unfehlbares Mittel, die Krankheiten des Körpers zu heilen, gewiß würde kein Kranker säumen, es in Anwendung zu bringen, aber es gibt leider nur zu Viele, welche nicht daran denken, gegen die Krankheit der Seele das Universalmittel zu gebrauchen, welches ihnen die Kirche anräth, und doch dauern diese Uebel, wenn sie nicht geheilt werden, ewig, während die körperlichen vergänglich sind und mit dem Körper selbst aufhören. Unbegreiflich ist es daher, daß so viele Menschen die schreckliche Last eines bösen Gewissens ihr ganzes Leben lang tragen und mit der Bürde ihrer Sünden beladen in's Grab sinken, um vor dem Richterstuhle Gottes erst jene

fürchterliche Strafe zu erwarten, welche Allen unerbittlich zu Theil wird, die unversöhnt mit Gott die Erde verlassen, während ein aufrichtiges und reuiges Bekenntniß ihrer Sünden, einem Priester des Herrn abgelegt, und der Empfang des Leibes Jesu Christi ihnen nicht allein auf Erden den Frieden der Seele wieder geben, sondern auch die tröstliche Aussicht verschaffen würde, einst der himmlischen Seligkeit theilhaftig zu werden. O lieber Friedrich, theurer Bruder, ich bitte, ja ich beschwöre dich, stoße die liebevolle Hand nicht zurück, welche dir die Kirche bietet, versöhne dich mit ihr und durch sie mit Gott, und du wirst bald im Innern jenes Glück empfinden, welches das unzerstörbare Besitzthum des wahren Christen ist. Pater Beno, unser würdiger Seelsorger, wird dir das Glück dieser Gewissensruhe, dieses Seelenfriedens verschaffen, an ihn wende dich, mein Bruder; er ist ein Apostel des Herrn im wahren Sinne des Wortes; mit sanftem Ernste wird er dich auf den Weg des Heils führen und dir die untrüglichen Mittel zeigen, wie du auf ihm fortwandeln kannst."

„Ich werde dem Rathe folgen, liebe Schwester, den mir deine schwesterliche Liebe so dringend gibt. Zwar hat mich, was du mir da eben sagtest, noch nicht vollkommen überzeugt, daß ich im Irrthume sey, aber ich will mit Pater Beno sprechen, wäre es auch nur, um die Gründe zu vernehmen, die er mir angibt, um sie dann näher prüfen und einen Entschluß fassen zu können. Ich weiß mich zwar keiner Verbrechen bewußt, aber Sünden nach deinem Begriffe mag ich wohl viele begangen haben, und in Stunden einsamen Nachdenkens — diese fehlen mir nicht — muß ich mir denn doch selbst gestehen, daß ich den wahren innern Frieden nicht besitze. Ob ich auf dem

Wege, den du mir einzuschlagen räthest, in den Besitz desselben gelange, weiß ich zwar nicht, aber ich will wenigstens den Versuch machen und mit Pater Beno darüber sprechen."

Damit endete die Unterredung zwischen den beiden Geschwistern. Susanna baute schöne Hoffnungen auf das Versprechen, das ihr Friedrich gegeben, sich von dem würdigen Schloßgeistlichen belehren zu lassen, und die bestimmte Voraussicht, die Gewalt der Wahrheit werde ihren Bruder in einen andern Menschen, in einen wahren Christen umwandeln, erfüllte ihr Herz mit der reinsten Freude. Ist es doch Bedürfniß für den Frommen, dem Himmel so viele Seelen zu gewinnen, als es immer möglich ist, und wie sehr mußte also der frommen Schwester daran gelegen seyn, den theuern Bruder, den ihr Gott so wunderbar zugeführt hatte, unter die dem Himmel gewonnenen Seelen rechnen zu dürfen.

Friedrich hielt Wort. Gleich am folgenden Tage besuchte er Pater Beno und verweilte mehrere Stunden bei ihm, und dieser Besuch wurde längere Zeit täglich wiederholt. Pater Beno löste alle die Zweifel, die ihm sein Schüler vorbrachte, auf eine Weise, die diesen vollkommen befriedigte, und Susanna hatte die Freude, den geliebten Bruder in religiöser Hinsicht bald in einen ganz neuen Menschen umgewandelt zu sehen.

## Zehntes Kapitel.

### Eine unerwartete Begegnung.

Was Susanna bisher gefehlt hatte, um vollkommen glücklich zu seyn, das besaß sie nun, eine theuere ver-

wandte Seele, ihren Bruder, mit dem sie sich in den Stunden, welche ihr Beruf nicht in Anspruch nahm, vertraulich unterhalten, mit dem sie von der Heimath und den verstorbenen Eltern sprechen konnte.

So lebte das Geschwisterpaar zufrieden und glücklich in geräuschloser Thätigkeit, jedes nach besten Kräften und mit möglichstem Eifer in seinem Berufe wirkend. Friedrich wurde bald von der gräflichen Familie wie Susanna als eines ihrer Glieder betrachtet; der Graf lernte seine vielfache Brauchbarkeit, seine Treue und Redlichkeit immer mehr kennen und benützte den gewandten gebildeten Mann zu manchem Geschäfte, welches nicht im Kreise des Dienstes lag, zu dem er ihn ursprünglich bestimmt hatte. Dazu gehörten Sendungen an näher oder entfernter wohnende Freunde des Grafen mit wichtigen mündlichen Aufträgen, deren sich Friedrich stets mit großer Gewandtheit und zur größten Zufriedenheit des Grafen entledigte. Diese Aufträge betrafen die gemeinschaftlichen Maßregeln, welche der gemäßigte Theil der Edelleute des Landes bei dem höchst bedenklichen Zustande desselben ergreifen zu müssen glaubte. Der Graf und seine Freunde waren zwar miteinander einverstanden, daß die Religion und der Thron der Nation, welche in großer Gefahr schwebten, aufrecht erhalten werden müßten, aber sie wollten, daß man mit Mäßigkeit und ohne Uebereilung dabei zu Werke gehe und alle Gewaltmaßregeln vermeide. Friedrich wurde, um selbstständig unterhandeln zu können, von dem Grafen in alle Verhältnisse eingeweiht, welche obwalteten, und er war der Mittelsmann, durch welchen sich die gemäßigten Freunde des Vaterlandes ihre gegenseitigen Ansichten und Pläne mittheilten. Briefe zu wechseln, hielt man nicht für rathsam, und die Mittheilungen geschahen

durch den schlichten Jägersmann, der mit seiner Büchse über der Schulter das Land durchstreifend Niemanden auffiel, viel besser und sicherer.

Auf einem dieser Streifzüge wurde Friedrich etwa eine halbe Tagreise vom Schlosse entfernt von einem Gewitter überrascht, und der heftige Regen nöthigte ihn, in der Schenke eines Dorfes einzukehren, das er eben erreicht hatte. In der Schenke befanden sich viele Leute, welche ebenfalls Schutz vor dem Gewitter suchten, und Friedrich lehnte sich an das offene Fenster, wo er den Zug der Gewitterwolken beobachtete. Diese wurden immer dichter und dichter und vereinigten sich endlich zu einem schwarzgrauen Gewölbe, das unmittelbar auf den Dächern der Häuser des Dorfes zu ruhen schien. Immer häufiger durchzuckten die Blitze die Luft, immer schrecklicher wurden die Donnerschläge, immer heftiger die niederstürzenden Regenströme, und plötzlich verwandelte sich das Getöse, das bisher im Schenkzimmer geherrscht hatte, in lautlose Stille, nur bisweilen von einem unwillkührlichen Schreckensrufe unterbrochen, wenn einem grellniederzuckenden Blitzstrahle augenblicklich ein schmetternder Donnerschlag folgte. Die Branntweingläser, denen die Anwesenden bisher fleißig zugesprochen hatten, blieben unberührt, und alle sanken im Gefühle der menschlichen Schwäche auf die Kniee, niedergedrückt von der Größe des Allmächtigen, die sich in seinem Gewitter offenbarte. Welcher Mensch, wie weise er sich immer dünken mag, wird auch nicht von dem Gefühle seiner Nichtigkeit erfüllt seyn, wenn der Herr durch seinen Blitz und Donner zu ihm spricht? Welcher Christ, so ruhig immer sein Gewissen seyn mag, wird nicht bei diesem Aufruhr der Elemente an das Ende aller Dinge, an jenen verhängnißvollen Augenblick erinnert werden, wo

der Herr unter leuchtenden Blitzen und rollenden Donnern alles, was vom Weibe geboren worden, vor seinem Richterstuhle versammelt?

In solche Betrachtungen vertieft schaute Friedrich in die tobende Natur hinaus, als plötzlich ein niederfahrender Blitz von einem schmetternden Donnerschlag begleitet ihn beinahe zu Boden warf und den in der Stube Versammelten ein lautes Angstgeschrei auspreßte. Als Friedrich die einen Augenblick verlorene Besinnung wieder erhalten hatte und in der Ueberzeugung, der Strahl müsse eingeschlagen haben, forschend zum Fenster hinaussah, bemerkte er, daß aus einem der Schenke gegenüber stehenden Hause, das sich von den übrigen Häusern des Dorfes durch Größe und schöne Bauart auszeichnete, eine Rauchwolke aufstieg, der sogleich die Flamme folgte. „Der Edelhof brennt!“ rief es zugleich von allen Seiten, und alles stürzte zur Stube hinaus, um dem Feuer Einhalt zu thun, dessen Umsichgreifen für das ganze Dorf, welches meistens aus niedrigen Strohhütten bestand, die höchste Gefahr bringen mußte.

Friedrich war nicht der letzte, der sich an den Ort der Gefahr begab, um retten zu helfen, und einer der ersten, die in das Haus eindrangen, wunderte er sich nicht wenig, in demselben alles ruhig und stille zu finden, während die Flamme schon prasselnd zum Dache hinausschlug. „Vater Boliki! Sucht und rettet Vater Boliki!“ schrien mehrere der Leute und zerstreuten sich in den Zimmern, während Friedrich mit andern in die oberen Räume des Hauses hinaufstieg, um sich zu überzeugen, wie das Feuer am Besten gelöscht werden könne. Er sah im ersten Augenblicke, daß die Gefahr bereits groß und schleunigste Hilfe vonnöthen sey, um das Haus vor völliger Zerstörung zu bewahren,

und eilte wieder hinab, um die rechten Mittel dazu zu ergreifen. Die Löschanstalten waren in üblen Händen; die dem brennenden Hause zunächst Wohnenden beschäftigten sich mit Rettung der eigenen Habe, und die Kräfte der übrigen entbehrten aller zweckmäßigen Leitung und waren zu zersplittert, als daß man großen Erfolg von ihnen hätte hoffen können. Der besonnene junge Mann sah sogleich, wo es fehlte, und traf bessere Vorkehrungen, indem er der einzigen Feuerlöschmaschine, welche das Dorf besaß, die rechte Richtung gab und immer hinreichenden Wasservorrath herbeischaffen ließ, während andere Leute das Haus von seinem ganzen Inhalte entleeren mußten.

Inzwischen hörte Friedrich einige der Leute rufen: „Ach, wir finden Vater Boliki nicht, er muß verbrennen!“ Er fragte und erfuhr, Herr von Boliki, den man seiner Wohlthätigkeit wegen im ganzen Dorfe „Vater“ nenne, sey ein achtzigjähriger blinder Greis, der sich in dem brennenden Hause befinden müsse, den man jedoch nicht finden könne. Es war nicht Zeit, sich zu erkundigen, warum denn der Blinde sich allein in dem Hause befinde, und Friedrich nahm einige der Leute mit sich, die ihm das Zimmer zeigen sollten, das der Greis zu bewohnen pflegte. Man fand ihn aber weder hier noch in den anstoßenden Räumen, und in der Meinung, er werde gleich beim Ausbruche des Feuers durch seinen Diener in Sicherheit gebracht worden seyn, wollte man sich eben schnell wieder entfernen, da der mehr und mehr überhandnehmende Rauch die Eingedrungenen zu ersticken drohte, als Friedrich ein Stöhnen und Röcheln vernahm und den Greis ohne Bewußtseyn in einem Winkel neben der Treppe liegen sah, die eben zu brennen begann. Schnell nahm er den Ohnmächtigen auf die Arme und trug ihn die Treppe hinab ins Freie.

In dem nämlichen Augenblicke, wo er mit seiner Bürde zur Thüre heraus trat, fuhr eine leichte Chaise vor derselben an, aus welcher ein junger Mann und ein junges Mädchen sprangen. Sie eilten erschrocken herbei, als sie den blinden Greis bewußtlos in den Armen Friedrichs liegen sahen, nahmen ihm denselben ab und ließen ihn forttragen. Friedrich wandte seine Thätigkeit hierauf wieder den Löschanstalten zu, und der Umsicht und dem Eifer, mit welchen er sie leitete, gelang es unter Mitwirkung mehrerer fremden Handwerksbursche, die sich in der Schenke befunden hatten, und denen er eine Belohnung versprach, des Feuers endlich Herr zu werden und den untern Theil des Hauses zu retten.

Nachdem Friedrich auf diese Weise seine Aufgabe gelöst und der Pflicht, seinen Mitmenschen in der Noth nach Kräften beizustehen, genügt zu haben glaubte, wollte er sich in die Schenke zurückbegeben und dann seinen Weg fortsetzen, da sich das Gewitter verzogen und der Regen nachgelassen hatte, als der junge Mann, der ihm den blinden Greis abgenommen, sich ihm höflich näherte und zu ihm sagte:

„Mein Herr, ich habe von den Leuten hier erfahren, daß Sie nicht allein meinem Großvater das Leben gerettet, sondern auch dessen Haus vor völliger Zerstörung bewahrt haben. Empfangen Sie dafür —"

Hier unterbrach der junge Mann seine Rede und sah Friedrich forschend ins Gesicht, als ob eine Erinnerung in ihm aufsteige. Friedrich ging es eben so, doch er besann sich schneller als jener und sagte lächelnd:

„Ja, ja, ich bin es! Mache nur immer große Augen, lieber Helmbach, ich bin es wahrhaftig, bin wirklich dein Freund Frohberg, dein ehemaliger Stubenbursche auf der Universität!"

Jauchzend umarmte der junge Mann unsern Frohberg und rief freudig:

„Ja wahrhaftig du bist es, herrlicher Junge! O ich kann vor Freude nicht zu mir selbst kommen. Aber sage mir, Friedrich, wie kommst du hieher nach Polen?“

„Wie du nur fragen magst,“ antwortete Friedrich lächelnd, „der Himmel führte mich doch wohl nur darum in dieses Land, um dem alten Manne, den du deinen Großvater nennst, einen Dienst zu erweisen. Wie er mich aber hieher geführt hat, das ist eine weitläufige Geschichte, die ich dir später erzählen werde.“

„Ja, du hast Recht,“ sagte Helmbach, „Gott hat dich hieher geführt, denn sonst hätte ich nun den Tod meines theuern Großvaters zu beklagen. Doch ehe wir mehr über diesen Gegenstand sprechen, sage mir: Wohnst du in der Gegend hier, oder bist du auf der Durchreise begriffen?“

„Ich bin Aufseher der Forsten des Grafen Rasowsky,“ antwortete Friedrich, „dessen Besitzungen ungefähr eine halbe Tagereise von hier liegen. Auf einer kleinen Fußreise, die ich in Geschäften machte, überraschte mich hier das Gewitter, und ich befand mich eben in der Schenke, als der Blitz in dieses Haus hier schlug.“

„Rasowsky?“ sagte Helmbach, sich besinnend, „der Name ist mir bekannt; doch sage mir, du kannst mir doch einen Tag schenken?“

„Nur diesen Abend,“ erwiederte Friedrich, „der Graf erwartet mich morgen mit Bestimmtheit.“

„Nun wohl,“ entgegnete sein Freund, „ich bin für dieses Mal mit dieser kurzen Frist zufrieden, aber komme nun, ich will dich zu meinem Großvater führen und dir meine Schwester vorstellen.“

„Ich nehme dieß gerne an,“ erwiederte Friedrich,

bitte dich jedoch, vor dem Greise nicht zu erwähnen, daß ich es gewesen bin, den Gott zum Werkzeuge seiner Rettung auserwählte; die That war auch so wichtig nicht, und ein Anderer hätte eben so leicht an die Stelle kommen können, wo er lag."

„Dies wird sich finden," sagte Helmbach, „komme nur."

Helmbach führte seinen so unerwartet gefundenen Freund in das Haus des Pfarrers des Dorfes, wo er seinen Großvater einstweilen untergebracht hatte. Es war bald gelungen, den alten Mann wieder zur Besinnung zu bringen, und als Helmbach mit Friedrich ins Zimmer trat, befand er sich nach kurzer Ruhe wieder völlig wohl. Er stellte Friedrich in dem jungen Frauenzimmer, das mit ihm in der Chaise gekommen war, seine Schwester Seraphine vor und führte ihn dann zu seinem Großvater mit den Worten:

„Lieber Großvater, hier bringe ich Ihnen den Mann, durch den Gott Ihnen das Leben gerettet hat. Sie können leider zwar seine Züge nicht sehen, aber ich versichere Sie, daß er ein braver Junge ist, und kurz — vor zwei Jahren, als ich mich noch an der Universität befand, mein vertrautester Freund war."

Der blinde Greis wollte sich erheben, aber Friedrich drückte ihn sanft in seinen Lehnsessel zurück und sagte:

„O ich bitte, werther Herr von Voliki, erwähnen Sie nichts davon. Ich schätze mich glücklich, daß ich Sie der Gefahr entreißen konnte, die Sie bedrohte, aber ich selbst habe dabei nichts zu wagen gehabt und verdiene daher keinen Dank."

„Doch, doch, mein lieber junger Freund," erwiederte Herr von Voliki, indem er Friedrich gerührt die Hand reichte; „wenn ich Ihnen danke, daß Sie mir das Leben

gerettet haben, gebe ich Gott die Ehre, und dieß muß der Mensch thun, dem Er seine Gnade zuwendet. Der hochwürdige Herr hier hat von Leuten, die bei dem Brande meines Hauses anwesend waren, erzählen gehört, daß Sie mein Leben nicht ohne Aufopferung des eigenen gerettet haben, indem das Haus dicht mit Rauch gefüllt war und die Treppe schon brannte, an der Sie mich liegen fanden. Also lassen Sie mich Ihnen immerhin danken! Wünschen Sie Geld, — ich bin im Stande, Ihnen viel zu geben, doch glauben Sie ja nicht, daß ich mich damit bei Ihnen abfinden will; nein! ich betrachte diese Art der Dankbarkeit nur als die Zugabe, die in meiner Gewalt steht; was den eigentlichen Lohn betrifft, den Ihre That verdient, so muß ich ihn Gott überlassen, welcher alle guten Thaten nach Verdienst zu belohnen weiß und keine unvergolten läßt."

Friedrich erklärte sich mit dem letzteren Lohne, sollte er ja einen verdient haben, vollkommen zufrieden und lehnte den ersten auf die bestimmteste Weise ab. Das Gespräch wurde nun allgemein, und Seraphine fragte ihren Großvater, wie er denn an die Stelle gekommen sey, wo ihn Herr Frohberg gefunden habe.

„Ich hatte meinen alten Nikolaus," erzählte nun der Greis, „zu seinem kranken Bruder ins nächste Dorf gehen lassen, da eben die Zeit da war, wo ich meine Mittagsruhe zu halten pflege, und ihn also, wie es bisher immer der Fall gewesen, nicht zu bedürfen glaubte; Barbara aber war in die Stadt gegangen, wo eben Markt ist. Das inzwischen ausgebrochene Gewitter ließ mich nicht zur rechten Ruhe kommen, und ich war eben erst in einen leichten Schlaf verfallen, als ein heftiger Donnerschlag mich weckte. Ich hörte ein seltsames Geräusch im Hause, das ich sogleich als das Prasseln einer Flamme erkannte, und

der Brandgeruch, welcher nun mein Zimmer füllte, und der Rauch, der mir die Brust beengte, ließen mich sogleich erkennen, in welcher Gefahr ich mich befinde. Noch vor einem Jahre hätte mich dieß nicht in Verlegenheit gesetzt, da ich trotz dem Mangel des Gesichtes im ganzen Hause Bescheid wußte und sicher wie ein Sehender darin herumgehen konnte; aber die Veränderung, die seitdem mit der Treppe vorgenommen worden war, kannte ich nicht aus eigener Anschauung, und die mir zwar oft wiederholte Beschreibung dieser Veränderung reichte nicht hin, meinem geistigen Auge ein klares Bild derselben zu geben. Der immer mehr zunehmende Rauch zwang mich jedoch, meine Rettung zu versuchen. Die Fenster meines Zimmers gingen in den Garten und mein Ruf um Hilfe wäre nicht gehört worden, und ich verließ also das Zimmer, konnte aber die Treppe nicht finden; das Athemschöpfen wurde immer schwerer, — und von diesem Augenblicke an weiß ich nicht, was mit mir vorgegangen ist. Hier bei unserm guten Pfarrer habe ich erst in euern Armen das Bewußtseyn wieder erhalten."

Der Greis hatte seine Erzählung eben vollendet, als die Thüre aufgerissen wurde und der alte Nikolaus in's Zimmer und zu den Füßen seines Herrn stürzte. Weinend bat er ihn um Vergebung, daß er ihn allein gelassen und dadurch einer so schrecklichen Gefahr preisgegeben habe. Er habe, betheuerte er, gleich bei dem Ausbruche des Gewitters, den Rückweg angetreten, aber durch einen in Folge des heftigen Gewitterregens ausgetretenen Bach sey er verhindert worden, früher zu kommen.

„Laß es nur gut seyn," sagte Herr von Boliki, „Gott hat mich während deiner Abwesenheit bewahrt und mir,

als es Zeit war, den Herrn hier gesendet, damit er mich vor dem Tode durch das Feuer bewahre."

Nikolaus wollte jetzt auch Friedrich zu Füßen fallen, um ihm für die Rettung seines Herrn zu danken, und unser Freund hatte Mühe, den alten Diener abzuhalten, ihm Hände und Füße dafür zu küssen.

Als sich die beiden Freunde allein befanden, erzählten sie einander ihre Erlebnisse seit ihrer Trennung. Von den Mittheilungen, welche sie sich gegenseitig machten, wollen wir hier kurz nur jene berühren, welche Friedrichs Freund betreffen.

Eduard Helmbach war der Sohn eines deutschen Gutsbesitzers, seine Mutter aber stammte aus Polen und war die Tochter des Herrn von Boliki. Eduard und seine Schwester Seraphine befanden sich eben auf Besuch bei ihren in dieser Gegend wohnenden zahlreichen Verwandten und hielten sich abwechslungsweise bald bei ihrem Großvater, bald bei einem andern ihrer Verwandten auf. An dem Tage, wo das heftige Gewitter ausgebrochen war, befanden sie sich auf dem Schlosse eines der letztern, und waren eben wieder bei dem Hause ihres Großvaters angelangt, als Friedrich diesen leblos aus dem Hause trug.

Als Friedrich in der Erzählung seiner Erlebnisse wiederholt den Namen Rasowsky nannte und dabei des Grafen mit großem Lobe gedachte, fragte ihn Eduard, zu welcher politischen Partei der Graf gehöre.

„Er ist ein ächter und warmer Freund seines Vaterlandes," antwortete Friedrich, „der aber dessen Heil nicht in den Mitteln sucht, welche gegenwärtig die einander schroff gegenüber stehenden Parteien angewandt wissen wollen, sondern er will es auf dem Wege einer weisen Mäßigung, einer Verschmelzung der verschiedenen Interessen erreichen,

die bei ihrer gegenwärtig herrschenden Spaltung dem Lande nur Verderben bringen können, auf einem Wege also, der zwischen den Meinungen der fremden, Polen unterdrückenden Macht und jenen der erbitterten Feinde dieser Macht in der Mitte liegt. Der Graf verhehlt sich die Schwierigkeiten seiner Lage nicht und er zählt nicht sehr viele Anhänger, da seine Pläne nicht auf Selbstsucht und Eigennutz gegründet sind, und nur das Wohl des Vaterlandes im Auge haben; ja ich fürchte sogar, diese seine Grundsätze werden ihn bei beiden Parteien, denen man mit Recht jene unreinen Absichten vorwerfen kann, verhaßt machen. Dessen ungeachtet kann ich sein Benehmen nicht tadeln, und er ist Mann genug, trotz aller Feind- und Gegnerschaft, die ihm von beiden Seiten droht, seinen Grundsätzen treu zu bleiben."

„Ich kann dieses Benehmen ebenfalls nur ein männliches nennen," erwiederte Helmbach, „aber an Verfolgung wird es aus den von dir eben angeführten Gründen dem Grafen in nächster Zukunft nicht gebrechen. Meine weitläufigen Verwandtschaftsverhältnisse mit vielen Edelleuten in weiten Kreisen des Landes führen mich bald in dieses, bald in jenes Schloß, wo ich immer Anhänger der einen oder der andern Partei finde. Sie wissen, daß ich als Deutscher mich um ihre Angelegenheiten nicht bekümmere, und sprechen sich daher in meiner Gegenwart unverholen über ihre Pläne aus. Vor einigen Tagen befand ich mich auf dem Schlosse des Grafen Sartanow, bei welchem, wie dir vielleicht bekannt ist, die eifrigsten Anhänger der ***schen Partei ihren Vereinigungspunkt haben. Ich erinnere mich, bei dieser Gelegenheit von deinem Grafen sprechen gehört zu haben; man nannte ihn einen der heftigsten Gegner ihrer Partei, was doch, aus dem zu schlie-

ßen, was du mir eben sagtest, nicht der Fall ist, und ein anwesender hoher Officier äußerte, er habe in Warschau bereits darauf angetragen, den Grafen und seine Freunde zu verhaften, und er hoffe, der Befehl dazu werde nächstens ausgefertigt werden. Bereite den Grafen darauf vor, und es wird mich freuen, wenn ich durch diese meine Mittheilung zu seiner Rettung etwas beigetragen haben sollte; aber vermeide es, ihm die Quelle zu nennen, aus welcher du diese Nachricht schöpftest; ich bin morgen bei dem Grafen zum Souper geladen, und erfahre ich bei dieser Gelegenheit mehr und Wichtiges, dann sende ich dir einen vertrauten Diener mit mündlicher Nachricht."

Friedrich ließ sich nach Empfang dieser Mittheilung nicht mehr zurückhalten; der Graf mußte sobald als möglich von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt werden, um die Maßregeln treffen zu können, die seine Sicherheit erforderten, und Helmbach konnte unter diesen Umständen nichts gegen die augenblickliche Abreise seines Freundes einwenden. Zwar war der Abend schon weit vorgerückt, aber Friedrich kannte den Weg genau, die Nacht versprach, hell und klar zu werden, und da Helmbach ihm ein Reitpferd anbot, welches er mit Dank annahm, so durfte unser Freund hoffen, um Mitternacht zu Hause einzutreffen, und er reiste nach dem herzlichsten Abschiede von Boliki und den Geschwistern unverweilt ab.

---

## Eilftes Kapitel.

### Die Bildsäule der heiligen Jungfrau.

Zu Hause angekommen theilte Friedrich dem Grafen sogleich mit, was er von Helmbach erfahren hatte. Der

Graf, welcher sich keines Verbrechens bewußt war, da er immer von Gewaltmaßregeln gegen die bestehende Ordnung der Dinge abgerathen hatte, wollte anfangs einer Untersuchung seiner Handlungsweise nicht ausweichen, aber reifere Ueberlegung und die inständigen Bitten seiner Gemahlin, welche man natürlich von der dem Grafen drohenden Gefahr in Kenntniß setzen mußte, bewogen ihn endlich, alle Vorbereitungen zu treffen, welche seine Sicherheit erheischten, wenn, was er noch immer nicht glauben wollte, der Befehl, ihn zu verhaften, wirklich gegeben werden sollte. Den ganzen Tag hindurch beschäftigte er sich damit, seine Papiere zu ordnen und auszuscheiden; viele wurden vernichtet, die wichtigen Dokumente und Briefe aber an einem sichern Orte verborgen.

Viele Berathungen fanden nun zwischen dem Grafen, seiner Gemahlin, Friedrich und Susanna statt; man überlegte reiflich auf welche Weise die Flucht des Grafen mit seiner Familie geschehen sollte, und setzte jeden, auch den geringsten Punkt schon im Voraus fest. Friedrich sollte als Verwalter der Güter des Grafen zurückbleiben, und im Falle sie, was freilich zu besorgen war, mit Beschlag belegt werden würden, der Familie folgen.

Die Koffer waren gepackt, die kostbarsten Gegenstände, die man nicht mitnehmen konnte, an einem sichern Orte verborgen, eine bedeutende Summe in Wechseln angeschafft, und eine Woche war bereits vergangen und von Helmbach noch keine Nachricht eingetroffen. Da die Gräfin wieder erkrankt war und seine Flucht nicht hätte theilen können, gab sich der Graf nun um so lieber der Hoffnung hin, die Mittheilung Helmbach's beruhe auf einem Irrthum oder die Regierung habe eingesehen, es sey ungerecht, ihn verhaften zu lassen, als am achten Tage nach Friedrichs Rück-

kehr Abends eine Droschke in den Hof fuhr, aus welcher ein junger Mann sprang, den Friedrich sogleich als seinen Freund Helmbach erkannte. Er eilte ihm entgegen und nach dem ersten Gruße sagte Helmbach:

„Ich komme selbst, da ich die Unglücksbotschaft, deren Ueberbringer ich bin, keinem Diener anvertrauen wollte. Dein Graf muß sogleich fort, es ist höchste Eile nöthig, denn das militärische Kommando, welches ihn verhaften soll, wird längstens in einer Stunde hier eintreffen; ich habe es auf dem Wege hieher angetroffen. Trotz aller Nachfragen, die ich mir immer gestatten konnte, ohne Aufsehen zu erregen, habe ich erst heute Mittag erfahren können, daß der Graf noch heute verhaftet und in die Hauptstadt gebracht werden soll. Setze ihn also augenblicklich davon in Kenntniß, und bewege ihn, das Schloß sogleich zu verlassen, denn in einer Stunde ist es zu spät, und er befindet sich dann gewiß bereits in der Gewalt seiner Verfolger.“

Friedrich eilte sogleich zum Grafen, um ihm die Ankunft Helmbach's und die von diesem überbrachte Nachricht zu melden. Der Graf war anfangs ungläubig und verlangte Helmbach selbst zu sprechen. Friedrich stellte ihm seinen Freund vor, und dieser erzählte Folgendes:

„Erst heute erfuhr ich beim Grafen Solkow, daß die Regierung, von einer bestehenden Verschwörung unterrichtet, beschlossen habe, die Häupter jener Partei verhaften zu zu lassen, welche ihre Pläne mit ruhiger Besonnenheit und allmählich durchsetzen wolle. Mit den exaltirten Schwindelköpfen hoffe man leicht fertig zu werden, aber jene sey die gefährlichere, da sie mit Vermeidung aller Gewaltmaßregeln sich vorgenommen habe, langsam aber sicher ein Hinderniß nach dem andern aus dem Wege zu räumen, nach und nach immer festeren Boden zu gewinnen und erst

dann, wenn ein tüchtiger Grund gelegt sey, den letzten Schlag zu vollführen. Der Graf Rasowsky, sagte man, ist der wichtigste, einflußreichste und darum gefährlichste Mann dieser Partei, und ist er unschädlich gemacht, dann hat die Regierung nichts zu besorgen oder wird mit den übrigen leicht fertig werden. Der Beschluß, den Grafen zu verhaften, fügte man bei, wird noch heute zur Ausführung gebracht. Ohne scheinbar eifrigen Antheil an dem Gespräche zu nehmen, fragte ich gleichgültig, was, im Falle man den Grafen schuldig finden würde, sein Loos seyn werde. Die Schuld des Grafen, erwiederte einer der Anwesenden, leuchtet schon daraus deutlich hervor, daß er als einer der reichsten Gutsbesitzer und angesehensten Männer des Landes sich weder der Regierung zu nähern sucht, noch um die Gunst des Monarchen wirbt, und das Schicksal, welches ihn erwartet, ist um so weniger zweifelhaft, da man ein Beispiel geben muß, um die übrigen einzuschüchtern. Doch wir haben nun schon zu lange gesprochen, Herr Graf; ich beschwöre Sie, auf Ihre Rettung bedacht zu seyn, denn die Reiter-Abtheilung, welche Sie verhaften soll, muß nun bald im Schlosse eintreffen."

Der Graf dankte Helmbach mit herzlichen Worten für seine Theilnahme und die ihm überbrachte Nachricht. "Das Schloß zu verlassen," sagte er dann nach kurzem Nachdenken, "ist nicht mehr möglich, wenn, wie Sie sagen, die Soldaten schon so nahe sind, da ich nicht auf eine so schnelle Entfernung vorbereitet bin, und ich muß also im Schlosse selbst einen Versteck suchen. Ich werde für einige Zeit verschwinden, lieber Frohberg, doch seyd unbesorgt; ich weiß mich auch den sorgfältigsten Nachforschungen zu verbergen. Lassen Sie also die Soldaten, wenn diese es wollen, ungehindert das ganze Schloß durchsuchen; ist es

Zeit, so werde ich schon wieder zum Vorschein kommen. — Noch einmal, lieber Herr Helmbach, meinen herzlichsten Dank für die Theilnahme, die Sie meinem Schicksale beweisen, hoffentlich wird eine Zeit kommen —"

„Um Gotteswillen, fort Herr Graf!" rief plötzlich Friedrich, welcher am Fenster stand, "eine Abtheilung Reiter, mit einem Officier an der Spitze, kommt so eben die Anhöhe herauf, und wird in wenigen Augenblicken hier seyn!"

"Nun so will ich denn der Gewalt weichen," erwiederte der Graf. "Frohberg, theilen Sie der Gräfin mit, was wir eben hier verhandelt haben, und sagen Sie ihr, sie möge sich nicht allzusehr beunruhigen; den Ort, wohin ich jetzt mich zu verbergen eile, werden die Soldaten nicht finden, und haben sie sich wieder entfernt, was hoffentlich bald geschehen wird, erscheine ich augenblicklich wieder. Auf die Frage der Soldaten, wo ich mich befinde, können Sie mit aller Wahrheit antworten: "Sie wüßten es nicht."

Nach diesen Worten verschwand der Graf, ohne daß Frohberg näheren Aufschluß über den Ort hätte erhalten können, wo er sich verbergen wolle. Da in diesem Augenblicke die Reiter in den Schloßhof ritten und Friedrich hinabgehen mußte, um sie zu empfangen, so rief er schnell seine Schwester herbei, stellte ihr eiligst Helmbach vor und bat diesen, seine Schwester von Allem zu unterrichten, damit diese es der Gräfin mittheile und sie über das plötzliche Verschwinden ihres Gemahles beruhige. Hierauf eilte er in den Schloßhof, wo der Officier, welcher die Reiterabtheilung führte, so eben vom Pferde stieg, und fragte diesen nach seinem Begehren.

„Wer sind Sie?" fragte der Officier barsch.

„Ich bin Aufseher über die Waldungen des Grafen Rasowsky und zugleich sein Sekretär."

„Nun wohl, führen Sie mich zum Grafen, ich muß ihn augenblicklich sprechen.“

„Ich bedauere, daß dieses nicht geschehen kann, indem sich der Graf nicht mehr hier befindet.“

„Nicht mehr hier?“ fragte verwundert der Officier. „Wo ist er?“

„Darüber kann weder ich, noch sonst irgend Jemand Auskunft geben,“ sagte Friedrich; „ich weiß nur, daß er sich nicht mehr hier befindet.“

„Er war aber doch, wie mir Jemand sagte, den ich am Fuße des Schloßberges getroffen, noch vor einer Viertelstunde hier; — wo soll er so schnell hingekommen seyn, da das Schloß keinen andern Ausgang hat, als das Thor, durch welches ich eben gekommen bin, und er mir auf meinem Wege nicht begegnete?“

„Ich muß wiederholen, was ich Ihnen schon sagte, Herr Rittmeister, daß ich nicht weiß, wo sich der Herr Graf in diesem Augenblicke befindet.“

„Dieß zu glauben, oder nicht zu glauben, steht in meinem Belieben. Er ist also wohl irgendwo verborgen; — nun wohl, ich habe bestimmte Befehle, ihn zu sprechen, und muß mir also die Freiheit nehmen, das Schloß zu durchsuchen, wenn er nicht augenblicklich erscheint. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich den Auftrag habe, den Grafen als Staatsverräther zu verhaften und in die Hauptstadt abzuführen. Ich mache Sie nun darauf aufmerksam, daß Jeder sich des gleichen Verbrechens schuldig macht, der ihn der Verfolgung der Gesetze zu entziehen sucht.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich den Ort nicht kenne, wo sich der Graf gegenwärtig befindet.“

„Wo ist die Gräfin?“

„Sie ist krank und befindet sich in ihrem Zimmer.“

„Ich muß Sie sehen; eilen Sie, ihr meine Ankunft anzuzeigen.“

Friedrich ging und der Offirier folgte ihm auf dem Fuße, nachdem er nur schnell dem Unterofficier, den er bei sich hatte, den Befehl ertheilt hatte, Niemanden zu gestatten, das Schloß zu verlassen. Er trat beinahe gleichzeitig mit Friedrich in das Zimmer der Gräfin, so daß die Anmeldung überflüßig war.

„Entschuldigen Sie meine Anwesenheit, Frau Gräfin,“ sagte er; „ich muß den Herrn Grafen augenblicklich sprechen, und sind meine Aufträge auch unangenehmer Natur, so sind sie doch so dringend, daß ich das Schloß durchsuchen muß, da man vorgibt, er befinde sich nicht in demselben, während ich doch weiß, er sey noch vor Kurzem anwesend gewesen.“

Die Gräfin lehnte in ihrem Sopha und befand sich sichtbar in dem Zustande höchster Unruhe. Mit Mühe konnte sie nur die Worte hervorbringen:

„Ich kann Ihnen eben so wenig sagen, mein Herr, wo sich mein Gemahl in diesem Augenblicke befindet. Gehen Ihre Aufträge so weit, das Haus eines der angesehensten Edelleute des Landes und eines ganz unbescholtenen Mannes durchsuchen zu lassen, so mögen Sie es immerhin thun; ich besitze nicht die Gewalt, Sie daran zu hindern. Herr Frohberg, begleiten Sie den Herrn Officier und lassen Sie ihm überall öffnen, wo er nachzusuchen wünscht.“

Der Officier verbeugte sich stillschweigend und verließ das Zimmer. Er begab sich zuerst in den Hof zurück, wo er an dem Thore und längs der Mauer, die in einem weiten Umkreise das Schloß mit allen seinen Gebäuden umgab, Posten aufstellte, die den strengsten Befehl hatten, Niemanden aus dem Thore zu lassen und Jedermann, wel-

cher versuchen werde, die Mauer zu übersteigen, zurückzuhalten. Hierauf begann in Friedrichs Begleitung die Durchsuchung des Schlosses und zwar zuerst der Zimmer des Grafen. Der Officier ließ sich hier alle Behältnisse öffnen und alle darin gefundenen Papiere forttragen. Dann wurden alle Räume des Hauses, die unterirdischen wie die höchsten unter dem Dache, mit größter Genauigkeit durchsucht. Als er hier nicht fand, was er suchte, wurden die Nachforschungen auch in den Nebengebäuden fortgesetzt, aber ebenfalls ohne Erfolg.

Friedrich war nicht ohne Unruhe, der Graf möge gefunden werden, und konnte es sich endlich selbst nicht erklären, wo er so schnell einen so sichern Bergeort gefunden haben könne.

Den Officier, welchem die strenge und schleunige Vollziehung des erhaltenen Auftrages sehr am Herzen liegen mußte, setzte es, nachdem alle Nachforschungen sich als vergeblich gezeigt hatten, in nicht geringe Verlegenheit, daß er sich über die Anwesenheit des Grafen, die er nach der eingezogenen Erkundigung als gewiß voraussetzen zu dürfen geglaubt hatte, getäuscht sah; er sandte sofort durch einen Reiter seine Meldung ab und traf dann alle Maßregeln, die er für nöthig hielt, dem Grafen, wenn er sich noch im Schlosse befinden sollte, die Flucht unmöglich zu machen, oder ihn doch aufzufinden.

Inzwischen war die Nacht angebrochen; die Soldaten, welche den Dienst nicht hatten, begaben sich in die ihnen von Frohberg angewiesenen Räume, und der Rittmeister wählte die Zimmer des Grafen zu seiner Wohnung. Susanna ließ die Kinder sich zur Ruhe begeben und verfügte sich dann in die Schloßkapelle, in welche sie aus ihrem Zimmer mittels einer kleinen Treppe gelangen konnte, um da,

wie sie dieß täglich zu thun pflegte, ihr Nachtgebet zu verrichten.

Vor dem Altare hing eine Lampe, welche die Kapelle nur schwach beleuchtete. An der Seite befand sich in einer Nische die lebensgroße Statue der heiligen Jungfrau, und Susanna, welche heute ein besonderes Bedürfniß fühlte, die Mutter des Herrn um Schutz für den Grafen anzuflehen, warf sich vor derselben nieder und betete mit Inbrunst und Andacht, als sich plötzlich die Statue der heiligen Jungfrau auf die Seite zu bewegen begann, und in dem Getäfel der Nische eine Oeffnung sichtbar wurde, durch welche ein Mann zum Vorschein kam. Der Schrecken über diese unerwartete Erscheinung hielt Susanna auf ihrem Betschemel festgebannt, sie hätte sonst eiligst die Flucht ergriffen. Da sagte der Mann, der inzwischen die Nische verlassen hatte:

„Erschrick nicht, Susanna, ich bin es.“

Susanna erkannte den Grafen und gab ihm ihre Verwunderung zu erkennen, ihn hier zu finden.

„Sage mir,“ fragte der Graf, „wie sieht es aus? Sind die Soldaten noch da, und werden sie lange verweilen?“

Nachdem ihm Susanna alles mitgetheilt hatte, was sich seit seinem Verschwinden ereignet, fuhr er fort:

„Hm, der Officier scheint also zu ahnen, daß ich mich noch im Schlosse befinde, und will eine günstige Gelegenheit abwarten, mich in seine Gewalt zu bekommen. Dieß wird ihm jedoch nicht gelingen; aber damit ich in dem kleinen Gewölbe, dessen Zugang die heilige Mutter selbst beschützt, die Entfernung der Soldaten erwarten kann, so bringe mir Nahrungsmittel und einige Decken, zur Bereitung eines Lagers. Entdecke der Gräfin und deinem Bruder

meinen Zufluchtsort und sage ihnen, sie sollen ruhig seyn; die Soldaten werden mich hier nicht finden. Uebrigens soll sich dein Bruder nicht um mich bekümmern, denn die Soldaten werden gewiß alle seine Schritte bewachen. Da du täglich hieher zu kommen pflegst, so können wir immer das Nöthige verabreden; sollte meine Frau sich stark genug fühlen, so möge sie ebenfalls einmal hieher kommen. Doch jetzt gehe, Susanna, und bringe mir das Verlangte. Lege die Sachen nur in die Nische, ich werde sie dann schon zu mir nehmen. Auf diesem Wege kann ich auch alle Nachrichten erhalten, die du mir zu geben hast, und ein leises Pochen an dem Getäfel wird mir anzeigen, daß ich erscheinen soll. Nun gute Nacht, meine Tochter, gehe nun, um alles zu besorgen."

Susanna eilte fort, brachte das Verlangte an den bezeichneten Ort und begab sich dann zu der Gräfin, um ihr zu sagen, wo sich ihr Gemahl befinde. Die Gräfin beruhigte es sehr, ihren Gemahl in einem so nahen und doch so sichern Verstecke zu wissen, und sie beschloß, sich, sobald es ihr Körperzustand erlaube, in der Kapelle einzufinden. Am andern Morgen theilte Susanna auch ihrem Bruder den Aufenthalt des Grafen und dessen Auftrag an ihn mit, und alle sahen dem Ausgange der Sache mit Gottvertrauen und ziemlicher Ruhe entgegen.

Zwei Tage vergingen auf diese Weise, während denen Susanna, welche mit den Kindern auf ihrem Zimmer aß, dem Grafen leicht die nöthigen Lebensbedürfnisse bringen konnte. Am dritten Tage erhielt der Officier schriftliche Befehle, nach deren Durchlesen er abermals das ganze Schloß sorgfältigst untersuchen ließ und dann auch die sämmtliche im Schlosse befindliche Dienerschaft mit den härtesten Strafen bedrohte, wenn sie den Aufenthalt des Grafen nicht

anzeigen würde. Mit allem Rechte konnten diese erwiedern, sie wüßten ihn nicht, und der Officier sah sich genöthigt, abzuwarten, ob nicht irgend ein Zufall den Versteck des Grafen verrathen werde, während er selbst alle Schritte der Schloßbewohner auf das Genaueste bewachen ließ.

Abermals vergingen einige Tage. Der Officier hatte trotz aller Wachsamkeit noch immer nichts entdecken können, was ihn auf die Spur des Grafen leitete, und des erfolglosen Bewachens müde bereits seine Abberufung verlangt, als der Graf eines Abends zu der vor der Bildsäule harrenden Susanna trat und mit bebender Stimme zu ihr sagte:

„Die dumpfe Luft des Gewölbes, liebe Susanna, droht meiner Gesundheit nachtheilig zu werden, und ich fühle Fieberanfälle. Wenn ich nicht ernstlich erkranken soll, so muß ich das Gewölbe verlassen, aber wohin nun, ohne den Soldaten in die Hände zu fallen, die, wie du mir sagst, sogar die Zimmer der Gräfin und die deinigen mit ihren täglichen Untersuchungen nicht verschonen? Halte Rath mit deinem Bruder, vielleicht ersinnt er ein Mittel, mich unbemerkt aus dem Schlosse zu schaffen."

Susanna erschrack über das Aussehen des Grafen, welches ihr mehr, als seine Worte es vermochten, seine körperliche Schwäche verkündigte; sie konnte ihm jedoch die tröstliche Versicherung geben, daß zwischen Friedrich und dessen Freunde Helmbach, der seitdem mit seiner Schwester schon einige Mal zum Besuche auf dem Schlosse anwesend gewesen sey, ein Plan zu seiner Befreiung entworfen worden wäre. Er sollte in diesen Tagen zur Ausführung kommen, sie werde aber nun darauf dringen, daß dieses wo möglich am nächsten Tage geschehe.

Der Graf empfahl Susanna noch einmal, ihren Bru-

der zur Eile zu mahnen, und entfernte sich dann Susanna kehrte voll ängstlicher Sorge für den Grafen in ihr Zimmer zurück. Der Gräfin wollte sie von dem Unwohlseyn ihres Gemahles nichts sagen, aber ihr Bruder mußte sobald als möglich erfahren, wie nöthig es sey, daß der Graf das Gewölbe verlasse. Zu ihrem Bedauern mußte sie zu ihrer Mittheilung den Morgen des nächsten Tages abwarten; dieser war aber kaum angebrochen, als sie ihren Bruder rufen ließ. Friedrich vernahm mit Erschrecken die Mittheilung seiner Schwester über den Gesundheitszustand des Grafen und eilte sogleich fort, um mit Helmbach über die schleunige Ausführung des zur Befreiung des zwischen ihnen bereits ausgedachten Planes Rücksprache zu nehmen.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Flucht des Grafen.

Bei der Stimmung, die damals im ganzen Land herrschte, hätte es wohl nur einer einfachen Aufforderung an die Unterthanen des Grafen bedurft, und sie wären zahlreich herbeigeeilt, die fremden Unterdrücker, wie sie die Soldaten nannten, mit Gewalt zu vertreiben und den Grafen zu befreien. Allein dieser haßte, wie bereits erwähnt, alle Gewaltmaßregeln offener Empörung und wollte zudem seine Unterthanen nicht der unvermeidlichen Rache der Machthaber aussetzen. Ein Anerbieten dieser Art, das ihm während seines Aufenthaltes im Kapellengewölbe gemacht worden war, lehnte er entschieden ab, und er ließ den Leuten sagen, sie möchten auf Gott vertrauen, welcher früher

oder später die Stunde der Befreiung vom fremden Joche wohl schlagen lassen werde, und gegen dessen Willen sie vergeblich ankämpfen würden. — Unter diesen Umständen mußte man zu einer List seine Zuflucht nehmen, um den Grafen aus dem Gewölbe und dann über die Grenze des Landes zu bringen.

Helmbach hatte auch seine Schwester bei der Gräfin eingeführt, und es konnte nicht fehlen, daß zwei verwandte Seelen, wie Seraphine und Susanna, bald die innigste Freundschaft miteinander schlossen, und erstere fand sich daher öfter im Schlosse zum Besuche ein. Kehrte Seraphine wieder nach Hause zurück, dann geschah es wohl, daß Susanna sie bis an den Fuß der Anhöhe, auf welcher das Schloß lag, auf einem durch das Gebüsch führenden Fußwege begleitete, während der Wagen den Fahrweg hinabfuhr.

Etwa um neun Uhr des Morgens, der auf die Nacht folgte, in welcher der Graf Susanna gesagt hatte, er fühle sich unwohl, stand in einem ungefähr eine Stunde vom Schlosse entfernten Gebüsche ein Mann, dessen Aeußeres den Jäger bezeichnete, und schaute unverwandten Blickes die Straße entlang, die vorüber führte. Endlich sah man einen leichten Wagen herankommen, welchem Friedrich — er war der Jäger — entgegenging. Der Wagen hielt, und nach einer kurzen Unterredung, die Friedrich mit den im Wagen Sitzenden geführt hatte, in denen wir Helmbach und seine Schwester erkennen, stieg ersterer aus und entfernte sich mit Friedrich auf einem Seitenwege, während Seraphine allein dem Schlosse zufuhr. Hier angekommen, begab sie sich mit Susanna in das Zimmer der Gräfin. Nach ungefähr zwei Stunden kam auch Friedrich ins Schloß, wo er sich seinen gewöhnlichen Geschäften zu widmen schien.

Man befand sich am Ende des Monates Oktober; schon war es rauh und kalt, und obwohl der Morgen ziemlich heiter gewesen war, so hatte sich doch am Nachmittage die ganze Gegend in einen dichten und feuchten Nebel eingehüllt. Es war nicht mehr ferne vom Anbruche des Abends, als ein Mann in der ländlichen Tracht der dortigen Gegend, in einen Mantel gehüllt und die Mütze von Fuchspelz weit herab über die Ohren gezogen, so daß nur ein kleiner Theil des Gesichtes zu sehen war, zu Pferde im Schlosse ankam und Fräulein Helmbach zu sprechen wünschte, da Herr von Voliki, ihr Großvater plötzlich schwer erkrankt sey, und sie daher eiligst nach Hause zurückkehren solle. Ein Diener des Grafen sagte ihm, Fräulein Helmbach werde sich im Zimmer der Gräfin oder Susanna's befinden, und führte ihn in's Schloß. Dieß alles war im Beiseyn des Unterofficiers geschehen, welchem die am Thore stehende Schildwache jeden Ankömmling, der nicht zu den Schloßbewohnern gehörte, melden mußte. Der Officier, welcher Zerstreuung suchte, hatte schon am Morgen das Schloß zu Pferd verlassen, um sich bei einem einige Meilen weit entfernt wohnenden Edelmanne seiner Bekanntschaft die Langeweile des Tages zu vertreiben.

Es währte kaum eine Viertelstunde, als Seraphine in Begleitung Susanna's und des Boten, der sie abgerufen hatte, im Schloßhofe erschien, anzuspannen befahl, und während dieß geschah, mit Susanna, welche sie wie gewöhnlich begleitete, das Schloß verließ. Bald hierauf fuhr auch ihr Wagen nach, und der Bote bestieg sein Pferd wieder und folgte ihm.

Susanna hatte am Fuße des Berges von Seraphine Abschied genommen, und der Wagen, in welchem sie fuhr, sich bereits schnell entfernt, als der Officier von der ent-

gegengesetzten Seite des Weges herangesprengt kam und Susanna fragte, wer der Reiter sey, welcher sich eben mit Helmbach's Wagen entferne.

Erröthend und mit hochklopfendem Herzen antwortete ihm Susanna, Fräulein Helmbach's Onkel sey plötzlich erkrankt, und sie durch einen reitenden Boten nach Hause gerufen worden. Der Officier, welcher der Wachsamkeit und Umsicht seines Unterofficiers und seiner Soldaten vertrauen zu dürfen glaubte, wurde durch diese Antwort beruhigt, er stieg ab, warf die Zügel seines Pferdes dem Diener zu, der ihm folgte, und begleitete, vom Geiste des genossenen Weines zur Höflichkeit angeregt, Susanna auf dem Fußwege ins Schloß zurück.

Die Leser werden bereits errathen haben, daß die Krankheit des Großvaters nur erdichtet war, und der Graf in den Kleidern des Boten das Schloß verlassen hatte. Wir überlassen einsweilen den Flüchtling der Sorge der göttlichen Vorsehung, die ihn, wenn es in ihrem unerforschlichen Rathschlusse liegt, an das erwünschte Ziel gelangen lassen wird, und begeben uns für einige Augenblicke in das Zimmer der Gräfin, von welcher ihr Gemahl so eben Abschied genommen hatte.

Als Susanna wieder dahin zurückkehrte, wo sich auch Friedrich befand, rief ihr die Gräfin schluchzend und in höchster Seelenangst die Worte entgegen: „Ist es gelungen, Susanna? O sage schnell, hat Niemand Argwohn geschöpft, und ist er fort?"

„Der Graf," antwortete Susanna, „hat das Schloß glücklich verlassen, und wir dürfen hoffen, daß, wenn seine Flucht nur vierundzwanzig Stunden unentdeckt bleibt, er mit dem Beistande Gottes dann wohl über die Grenze kommen wird. Aber ich beschwöre Sie, theuerste Gräfin, beruhigen

Sie sich, indem Sie dem Himmel vertrauen, der die Seinigen, wenn auch auf unbegreiflichen Wegen, immer zum Heile führt. Suchen Sie die Aufregung zu bekämpfen, die, wenn sie auch ganz natürlich ist, Ihre ohnehin so sehr angegriffene Gesundheit ganz zu untergraben droht. Die Wechselfälle des Schicksals — wer weiß denn, was Gott noch über uns verhängen wird — erfordern, um glücklich überstanden zu werden, sowohl der Stärke des Geistes als jener des Körpers; schonen Sie also Ihre Gesundheit, Friedrich wird den Grafen am verabredeten Orte aufsuchen und ihn, so Gott will, in Sicherheit bringen, während Herr Helmbach Ihnen, im Falle Sie männlicher Unterstützung bedürfen, alle seine Kräfte widmet."

„Bauen Sie auf meine Ergebenheit, Frau Gräfin," sagte Friedrich hierauf, „und ist irgend menschliche Hingebung und die Aufopferung meines eigenen Lebens im Stande, den Herrn Grafen aus der Gewalt seiner Feinde zu retten, so wird es gewiß geschehen. Ich verlasse sogleich das Schloß, um die weitern Maßregeln zu unserer Flucht zu treffen; sobald es immer möglich ist, erhalten Sie Nachricht von uns, und ich hoffe zu Gott günstige. Ich habe angeordnet, daß der Mann, an dessen Stelle der Herr Graf das Schloß verlassen hat, als einer der Stallbedienten auftritt, bis sich ihm eine günstige Gelegenheit eröffnet, das Schloß zu verlassen, und ich hoffe, man wird nicht bemerken, daß sich ein fremder Mensch im Schlosse befindet. Aber nun leben Sie wohl, gnädige Gräfin, es ist Zeit, daß ich mich entferne; Gott möge Ihnen stets ein gnädiger Beschützer seyn und Ihren Gemahl in kurzer Zeit wieder in Ihre Arme führen. Auch dir, liebe Susanna, sey Gott stets gnädig; möge er uns nach bestandener

Prüfung wieder glücklich vereinigen. Noch einmal, lebe wohl!"

Nach diesen Worten küßte Friedrich der Gräfin die Hand, umarmte seine Schwester und verließ rasch das Zimmer. Nachdem er sich noch vorher überzeugt hatte, daß seiner Anordnung in Hinsicht des fremden Mannes Folge geleistet worden sey, entfernte er sich aus dem Schlosse.

Die Nacht und der Morgen, der auf sie folgte, verliefen ruhig, was der Gräfin großen Trost gewährte, da sie hoffen durfe, daß ihr Gemahl nun bereits einen großen Vorsprungt gewonnen haben werde. Am Nachmittag wollte der Officier wie gewöhnlich seinen Spazierritt machen und sich dazu eines der Pferde des Grafen bedienen, die unbeschäftigt im Stalle standen. Er schickte deßhalb den Unterofficier in den Stall, und dieser hieß den Stallbedienten, den er darin traf, sogleich ein Pferd zu satteln, das er ihm bezeichnete. Der Diener benahm sich dabei so ungeschickt, daß es jenem auffiel und er ihn daher näher in's Auge faßte. „Ei, Bursche," rief er nun verwundert aus, „dich habe ich ja noch niemals hier gesehen; — wie bist du denn hieher gekommen?"

Die Verlegenheit, in welche der Diener ersichtlich gerieth, ließ den Unterofficier erkennen, daß hier etwas nicht in Ordnung sey, und er rief also mehrere Soldaten herbei, die sich den angeblichen Stalldiener näher betrachten und dann sagen sollten, ob sie ihn schon öfter im Schlosse gesehen hätten. „Nein, nein!" riefen alle einstimmig, und als der Bursche, befragt, wie er hieher gekommen sey, in Verwirrung gerieth und widersprechende Antworten gab, fand der Unterofficier für nöthig, dem Rittmeister von dem Vorgange Meldung zu machen. Dieser ließ

den Mann kommen, und aus der nun angestellten Untersuchung ergab sich, daß er der Bote sey, der gestern Fräulein Helmbach abgerufen habe.

„Und wer hat denn an deiner Stelle das Schloß verlassen?“ fragte der Rittmeister den Zusammenhang ahnend.

„Das weiß ich nicht;“ erwiederte jener.

Der Rittmeister gerieth in den höchsten Zorn, daß er auf diese Weise überlistet worden sey; denn es war ihm nun klar, daß der Reiter, welcher Fräulein Helmbach begleitet, kein anderer Mensch als der Graf gewesen sey, und er begab sich sogleich und unangemeldet zur Gräfin, die er mit Vorwürfen überhäufte.

„Sie halten Ihre Maßregeln getroffen,“ antwortete die Gräfin, welche die Flucht ihres Gemahls nicht läugnen wollte; „warum hätten wir Ihnen, der im Besitze der Gewalt war, nicht List entgegensetzen dürfen, die uns allein zu Gebote stand, besonders da es sich darum handelte, einen Unschuldigen einem grausamen und unverdienten Schicksale zu entziehen? Ja, es war der Graf, welcher die Stelle des Boten eingenommen hat, und ich danke Gott, daß er seine Flucht gelingen ließ; möge er ihn nun auch ferner beschützen und der Verfolgung seiner Feinde entrinnen lassen!“

„Dazu ist keine Hoffnung vorhanden,“ antwortete der Rittmeister; „die Grenze ist zu strenge bewacht, als daß der Graf sie unbemerkt überschreiten könnte; übrigens werde ich auch sogleich die Behörde durch einen Eilboten von dessen Flucht in Kenntniß setzen. Was jedoch Sie betrifft, Frau Gräfin, so scheinen Sie nicht bedacht zu haben, daß Sie sich, in dem Sie die Entfernung Ihres Gemahles unterstützten, oder wenigstens Kenntniß von ihr

hatten, des nämlichen Verbrechens schuldig gemacht haben, dessen er angeklagt ist, und daß ich das Recht hätte, Sie an seiner Stelle zu verhaften."

„Die Gewalt dazu besitzen Sie allerdings," erwiederte die Gräfin, „doch werden hoffentlich mein Geschlecht und mein körperlicher Zustand mich vor solcher Gewaltthat schützen."

„Bis mir Befehle darüber zukommen," entgegnete der Rittmeister, „müssen Sie sich wohl als meine Gefangene betrachten. Was jedoch die eigentlichen Mitwirkenden an dieser Flucht betrifft, als welche ich den Förster Frohberg und seine Schwester erkennen zu müssen glaube, so halte ich mich für hinlänglich berechtigt, sie auf der Stelle zu verhaften und in die Hauptstadt abführen zu lassen."

„Was Frohberg betrifft," sagte die Gräfin, „so können Sie ihn nur in Gesellschaft des Grafen verhaften, was Gott nicht geschehen lassen wird; aber gegen ein Frauenzimmer, gegen Susanna, so gewaltthätig zu verfahren, — nein Herr Rittmeister, das können Sie unmöglich wollen. Uebrigens wird Ihnen Susanna nicht entlaufen; ich bürge mit meinem Leben dafür, daß sie der Regierung Rede stehen und die Wahrheit sagen wird."

„Ich werde alles thun," antwortete der Rittmeister, „was ich für meine Pflicht und für nöthig erachten muß."

Mit diesen Worten wollte der rohe Soldat das Zimmer der Gräfin verlassen; da schien ihm noch etwas beizufallen. Er wandte sich noch einmal zur Gräfin und sagte:

„Noch etwas, Frau Gräfin; ich fordere Sie auf, mir zu sagen, wo der Graf verborgen war; — ich muß dieß wissen."

„Und ich muß Ihnen den Ort verschweigen," antwortete die Gräfin. „Der Versteck, worin er Ihren sorgfältigen Nachforschungen entging, ist ein Familiengeheimniß, das ich nicht preisgeben darf."

Höchst unzufrieden mit dieser Antwort der Gräfin begab der Rittmeister sich auf das Zimmer Susanna's und sagte zu ihr in barschem Tone, ohne sein plötzliches Eintreten mit irgend einem entschuldigenden Worte zu begleiten:

„Sie haben mir gestern die Wahrheit verhehlt, indem sie den Reiter, welcher Helmbach's Wagen begleitete, für einen zurückkehrenden Boten ausgaben, obwohl Sie recht gut wußten, daß es der Graf Rasowski gewesen ist. Sie haben sich durch Verheimlichung und Unterstützung der Flucht desselben des gleichen Verbrechens schuldig gemacht, und werden daher der Behörde darüber Rede stehen müssen. Bereiten Sie sich nun vor, morgen mit dem Frühesten in die Hauptstadt abgeführt zu werden."

Susanna setzte zwar diese unerwartete Nachricht in nicht geringe Bestürzung, sie faßte sich aber sogleich wieder und sagte:

„Ich werde weder vor Ihnen, Herr Rittmeister, noch vor sonst irgend Jemand in der Welt meine Mitwissenschaft an der Flucht der Grafen abläugnen; berichten Sie dieß der Behörde, und nach diesem Geständnisse wird es wohl auch nicht nöthig seyn, mich meinem hiesigen Wirkungskreise zu entziehen, besonders jetzt, wo, wie Sie selbst wissen, die Gräfin krank darnieder liegt und meiner so sehr bedarf. Die innigsten Bande vereinigen mich mit der gräflichen Familie, und ich hielt es daher nicht für ein Unrecht, die Flucht eines Mannes zu unterstützen, der, wie ich gewiß weiß, kein Verbrechen begangen hat

und daher auch nicht strafwürdig ist. Hätte er der Gerechtigkeit seiner Richter vertrauen dürfen, dann wäre er nicht entflohen, aber er wußte, daß er im Voraus verurtheilt sey, und hielt daher Flucht für Pflicht der Selbsterhaltung."

„Es steht Ihnen nicht zu, Fräulein, hierüber zu urtheilen, oder mir, Sie darüber zu belehren, aber bei Ihrer unfreiwilligen Reise in die Hauptstadt verbleibt es; bereiten Sie sich daher dazu vor. Versuchen Sie nicht, ebenfalls zu entfliehen; meine Maßregeln deßhalb sind getroffen."

Mit diesen Worten entfernte er sich. Susanna fühlte sich bei der düstern Aussicht, als Gefangene fortgeführt und vielleicht in einen düstern Kerker geworfen zu werden, von einer augenblicklichen Schwäche befallen, die sie während der Anwesenheit des Rittmeisters nur mit Mühe hatte bemeistern können. Nachdem er sich aber entfernt hatte, eilte sie zur Gräfin und fiel in Thränen zerfließend vor dem Ruhebett derselben auf die Kniee nieder, gleichsam als wolle sie bei ihr Hilfe und Rettung suchen. Die Gräfin, die erst ihren Gemahl einem ungewissen Schicksale und hundert Gefahren hatte entgegen gehen müssen und nun auch Susanna, die ihr noch allein übrig gebliebene Stütze, verlieren sollte, war selbst trostlos und konnte ihr daher keinen Trost geben; im stummen Schmerz drückte sie sie an ihre Brust und deutete nach Oben.

„Ja," sagte nun Susanna, indem sie sich rasch erhob, „Sie haben Recht, theuerste Gräfin, wie konnte ich auch nur einen Augenblick kleingläubig seyn und vergessen, daß dort oben ein weiser und gnädiger Gott die Schicksale der Menschen lenkt, daß, wer ihm vertraut, jedem Schicksale ruhig und freudig entgegensehen kann,

da es eine neue Stufe ist, auf der er sich seinem Ziele auf Erden, der Heranbildung zu dem jenseitigen Leben, nähert, und es von Dem kommt, der am Besten weiß, was uns nützt und frommt. Ja, im Gebete zu ihm will ich Trost und Hilfe suchen, und ich werde sie auch gewiß finden. Aber beruhigen auch Sie sich, beste Mutter, Gott wird diese Prüfungszeit vorüber- und uns geläuterter aus ihr hervorgehen lassen. Er wird Ihnen den Beistand, den ich Ihnen bisher zu leisten vermochte, gewiß auf eine andere Weise zu ersetzen wissen Ich will auch für Sie beten, damit Er Ihnen Trost und Beruhigung und die Kraft sende, um das, was er Ihnen aufzuerlegen für gut finden wird, mit Ergebung und Standhaftigkeit zu ertragen."

Susanna ging in die Kapelle und sank vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, das die verhängnißvolle Oeffnung verbarg, betend auf die Knie nieder.

Der Christ hat ein so einfaches und doch so sicheres Mittel, sich in den Bedrängnissen dieses Lebens, die der Weltenlenker ihm zur Strafe, Prüfung oder Läuterung sendet, Standhaftigkeit, die Ruhe des Gemüthes und den Frieden der Seele zu erhalten; man lehrt ihn dieses Mittel in der Kirche wie in der Schule, und doch gibt es so viele Menschen, welche das geringste Uebel, das ihnen auf ihrem Lebenswege begegnet, mit Ungeduld ertragen, und wenn es einen höheren Grad erreicht, von allem Muthe und aller Gemüthsruhe verlassen, sich zu Ausbrüchen kleingläubiger Verzweiflung hinreißen lassen. Umsonst ist für sie das Beispiel so vieler heiliger Männer, welche für ihren Glauben Verachtung und Hohn, ja die größten Qualen und den Tod erduldeten, umsonst ist das Beispiel des Gottmenschen selbst für sie, welcher, obwohl der Reinste, Unschuldigste, ein mühsames Leben und einen schmerzhaften

Tod mit Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters ertragen; -- sie wollen dieses Beispiel zu ihrem größten Nachtheile nicht nachahmen. Und dennoch ist diese Nachahmung so leicht; sie haben einfach Geist und Herz zu Gott zu erheben, ihn zu bittrn, den Kelch des Leidens von ihnen zu nehmen, oder, wenn dieses sein heiliger Wille nicht wäre, ihnen Kraft und Muth zum Dulden zu geben, und noch niemals ist diese Bitte unerhört geblieben.

Susanna kannte die Lehre des Heilands, der uns so nachdrücklich das Gebet empfiehlt, und übte sie mit Eifer und Innigkeit aus. Darum fühlte sie auch ihr Herz mit Muth und Freudigkeit erfüllt, als sie sich vom Gebete erhob; sie wußte, es könne ihr nichts begegnen, was gegen den Willen Gottes wäre, nichts, was über ihre Kräfte gehe, und sollte er auch wollen, daß ihr körperliches Daseyn erliege unter der Last, die er ihr auferlege, so war ihrer Seele seine himmlische Krone gewiß, litt sie standhaft und vertrauend auf ihn.

Sie traf nun die Anordnungen zur Reise und zu einer Abwesenheit, die vielleicht lange dauern konnte, nahm von der Gräfin und ihren lieben Kindern unter tausend Thränen Abschied, und am frühesten Morgen des darauffolgenden Tages befand sie sich bereits als Gefangene in Begleitung mehrerer Reiter auf dem Wege zur Hauptstadt.

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Die Flucht.

Drei Tage waren vorübergegangen, nachdem der Graf sein Schloß verlassen hatte, als zwei Männer, die ihrer

Kleidung nach Landleute aus der Gegend zu seyn schienen, auf einer etwa eine Stunde von der Stadt Plotzk entfernten Anhöhe vorsichtig aus dem Gebüsche traten und die unten vorüberführende Landstraße sorgfältig beobachteten. Der Abend brach bereits an, und ein kalter, feuchter Herbstnebel, welcher immer dichter wurde und den beiden Männern bald jede Aussicht entzog, lag auf der Gegend. „Was wird aus mir werden," fing endlich einer der beiden Männer an, in welchem wir den Grafen Rasowsky erkennen, „wenn meine Kräfte immer mehr schwinden, und ich zuletzt die Reise nicht mehr fortsetzen kann? Ich werde bei meiner körperlichen Schwäche bald die Mühseligkeiten der nächtlichen Wanderungen durch Wälder und Sümpfe und das Entbehren der gewohnten Nahrung nicht mehr ertragen können, und haben mich die Anstrengungen weniger Tage schon so sehr erschöpft, wie kann ich hoffen, sie noch länger und bis wir die preußische Grenze überschritten haben, ertragen zu können? Führen Sie mich daher nach Plotzk, Friedrich" — dieser war sein Begleiter — „ich will dort der Entwicklung meines Schicksales und dem, was Gott über mich verhängen wird, entgegensehen. Sie aber setzen Ihre Flucht fort, denn Ihr Loos würde eben so wenig ein erfreuliches seyn, wenn man Ihrer habhaft werden würde. Sie sind gesund und rüstig und können mit der nöthigen Vorsicht sich leicht der Verfolgung entziehen. Ich werde Sie mit Wechseln versehen, die Ihre Zukunft für lange Zeit sorgenlos machen sollen."

„Sprechen Sie nicht so, Herr Graf," entgegnete Friedrich, „es ist zwar sehr schlimm, daß Ihre körperliche Schwäche uns an der rüstigen und schnellen Fortsetzung unserer Flucht hindert, aber der erste Schritt nach Plotzk wäre auch der erste Schritt nach Sibirien, da die Polizei

zu wachsam ist, als daß wir ihr in der Stadt verborgen bleiben könnten. Fassen Sie daher Muth, und Sie werden dann auch körperliche Kraft genug besitzen, um mit meiner Hilfe täglich einige Stunde zurücklegen zu können. Ich habe der Gräfin das feierlichste Versprechen gegeben, Sie zu retten oder mit Ihnen zu Grunde zu gehen, wenn Gott das erste nicht geschehen lassen will. — Es handelt sich jetzt darum," fuhr er nach kurzem Besinnen fort, „über die Weichsel zu kommen. Ich kenne aus meinen Wanderungen ein Dörfchen, das dicht am Flusse liegt; vielleicht finden wir da einen Schiffer, der uns über das Wasser fährt. Doch ehe wir uns auf den Weg machen, müssen Sie noch einige Stärkung zu sich nehmen."

Mit diesen Worten zog er aus dem Reisebündel, den er trug, eine Flasche Wein und kalte Speise hervor; der Graf nahm etwas davon zu sich und die Flüchtlinge stiegen dann die Anhöhe auf die Straße hinab, indem sie öfter stehen blieben und horchten, ob sich Niemand nähere, da, wie sie bemerkt hatten, das ganze Land von Soldaten durchstreift wurde, welche Flüchtlingen, deren es damals sehr viele gab, nachspürten.

Beld lenkten sie von der Straße ab, die nach Plotzk führte, und wandten sich rechts in den Wald. Obwohl Friedrich die Lage des Dörfchens, das sie erreichen wollten, genau kannte, so war ihm doch der Weg, der durch den Wald dahin führte, völlig unbekannt, und es ist daher begreiflich, daß die Flüchtlinge erst nach mehreren Stunden und nach Ueberwindung einer Menge von Mühseligkeiten, welche ihnen die Dunkelheit und die beschwerlichen und sumpfigen Waldwege verursachten, im Dörfchen ankamen.

Sie gingen auf ein Haus zu, das sie für die Schenke hielten, überzeugten sich durch einen Blick in die erleuchtete

Stube, daß sich keine Soldaten darin befänden, und traten ein. In der Stube waren nur wenige Personen anwesend, die um einen Tisch saßen, auf welchem die beliebte Branntweinflasche stand. Friedrich führte den völlig erschöpften Grafen an einen Tisch, der in der Nähe des warmen Ofens stand, und bestellte dann bei dem Schenkwirthe, der, wie es in Polen gewöhnlich der Fall ist, ein Jude war, warme Speise. Der Wirth sah die Fremden mit stechenden Blikken an, indem er sogleich errieth, daß das Aeußere derselben mit ihrem Stande nicht übereinstimme; doch berechnete er sogleich, daß hier einige Silberrubel zu verdienen wären und entfernte sich mit dem Versprechen bester Bedienung.

Auch die übrigen in der Stube befindlichen Gäste waren auf die Fremden aufmerksam geworden, und besonders einer derselben, dessen Gesichtszüge dem Grafen bekannt schienen, sah sie ununterbrochen mit forschenden Blicken an. Ja, er stand einmal auf und machte sich am Ofen etwas zu thun, um die Fremden recht genau besehen zu können, was diese in nicht geringe Verlegenheit und Furcht setzte. Nachdem dieß geschehen war, setzte er sich, wie seiner Sache gewiß, wieder zu den Uebrigen an den Tisch und machte sie kurze Zeit darauf aufmerksam, daß es schon spät und daher Zeit sey, fortzugehen. Die Leute standen auf, und jener hieß sie vorausgehen, indem er mit dem Wirthe noch zu reden habe und sogleich nachfolgen wolle.

Kaum hatten sie die Stube verlassen, als der Zurückgebliebene sich mit großer Ehrfurcht dem Grafen näherte und zu ihm sagte: „Ich weiß nicht, Herr Graf, ob Sie in mir Ihren ehemaligen Diener Joseph wieder erkennen, aber ich habe Sie sogleich bei Ihrem Eintreten erkannt. Was übrigens immer die Ursache Ihrer Verkleidung seyn mag, Ihr Geheimniß ist bei mir völlig sicher. Ich habe ein

großes Unrecht gut zu machen, das ich beging, indem ich die jungen Gräfinnen und ihre Erzieherin, Fräulein Susanna, in einer großen Gefahr verließ, in welche sie bei einer Schlittenfahrt ein Wolf versetzte. Ich war unbewaffnet, und bei der Gewißheit, daß ich das erste Opfer des Raubthieres seyn müßte, verließ mich die Besonnenheit und ich entfloh. Meiner Schuld bewußt, wagte ich nicht, zurückzukehren, sondern begab mich hieher zu meinem Vater. Doch Gott leitet und verkettet die menschlichen Schicksale auf eine wunderbare Weise. Meine Anwesenheit, die Folge jener Flucht, kann Ihnen nun vielleicht Nutzen gewähren, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen in Ihrer gegenwärtigen Lage einen Dienst erweisen und dadurch den begangenen Fehler wieder gut machen könnte. Befinden Sie sich daher in irgend einer Verlegenheit, Herr Graf, und kann ich Sie aus ihr befreien, so rechnen Sie auf meine Bereitwilligkeit und Treue."

„Gut, Joseph, erwiederte der Graf, „ich nehme dein Anerbieten, das ich für redlich halte, an. Ich bin, wie du an meiner Verkleidung erkennen kannst, ein Flüchtling, und meine Freiheit befindet sich in höchster Gefahr, wenn ich nicht über die Grenze gelangen kann. Vor Allem ist aber nöthig, daß wir über den Fluß kommen, da auf dem jenseitigen Ufer, wie man uns sagte, besser fortzukommen und die Grenzbewachung weniger streng ist."

„Ich will mir die Sache überlegen," erwiederte Joseph, „doch ehe wir weiter darüber sprechen, rathe ich Ihnen, sich vor dem Wirthe zu hüten. Er merkt nur zu gut, daß Sie nicht sind für was Sie der Kleidung nach gelten wollen; er vermuthet, daß Sie ein Flüchtling sind, und verräth Sie für eine Kleinigkeit an den nächsten Militärposten, wenn es uns nicht gelingt, ihn zu täuschen. Sagen Sie ihm,

wenn er wieder in die Stube tritt, gesprächsweise, Sie müßten noch in der Nacht in die Stadt zu kommen suchen, wüßten aber den Weg nicht und hätten mich als Führer gedungen. Daß Sie in die Stadt wollen, hält er sicher für einen Beweis, daß Sie nicht auf der Flucht begriffen sind, weil Sie, wäre dieß der Fall, die Stadt vielmehr zu vermeiden suchen müßten."

Joseph hatte kaum ausgesprochen, als der Wirth in die Stube trat und den Reisenden einen Eierkuchen vorsetzte, den sie mit großem Appetite verzehrten. Während sie aßen, setzte sich der Wirth neben sie auf die Ofenbank und suchte durch Hin- und Herfragen das Ziel und die Absicht ihrer Reise zu erforschen.

Um ihm alle weiteren Fragen mit einem Male abzuschneiden, sagte ihm der Graf: „Wir kommen von Lipno und müssen sehr früh in Plotzk seyn, um eine uns zugefallene Erbschaft zu erheben. Zwei Stunden von hier bezeichnete man uns einen nähern Weg; wir schlugen ihn ein, kamen aber bald vom rechten Pfade ab und gingen irre, als Nacht und Nebel einbrachen, so daß wir froh waren, uns hieher zu finden. Sobald wir gegessen haben, wird uns der Mann hier in die Stadt führen."

Der Wirth schien zu glauben, was ihm der Graf sagte, da dieser die Flasche Branntwein, die auf dem Tische stand, für genossen bezahlte, obwohl sie nicht berührt worden war, und nachdem sie gegessen hatten, verließen die Flüchtlinge in Begleitung Josephs die Schenke.

Dieser führte sie anfangs eine Strecke weit in der Richtung fort, in welcher die Stadt lag, schlug aber bald einen Seitenweg ein und brachte sie ins Dörfchen zurück.

„Herr Graf," sagte er, „Sie müssen wohl bis morgen Abend in dem Hause meines Vaters verweilen, es ist

heute schon zu spät, der Mond wird bald aufgehen, und ehe morgen die Dunkelheit anbricht, ist an die Weiterreise nicht zu denken. Verrath haben Sie in unserm Hause nicht zu fürchten, und morgen Abend will ich suchen, Sie über den Fluß und dann weiter zu schaffen."

Der Graf nahm den Vorschlag Josephs um so bereitwilliger an, da er hoffen durfte, durch die Ruhe eines Tages wieder Kraft zur Weiterreise zu erlangen. In Josephs väterlichem Hause erhielt der Graf eine Kammer und das beste Lager, welches bereitet werden konnte, und Friedrich streckte sich auf ein Strohlager nieder.

Am andern Tage, als es dunkel geworden war, brachen sie wieder auf. Es war eine düstere Herbstnacht und der Himmel in schwarze Wolken gehüllt. Der Graf und sein Begleiter, welche in ihrem Zufluchtsorte die freundlichste Aufnahme und Gastfreundschaft gefunden, hatten sich von den bestandenen Beschwerden vollkommen erholt, und setzten die Reise mit Kraft und Muth ausgerüstet fort. Joseph, welcher am Tage seine Vorbereitungen getroffen hatte, führte sie eine Strecke auf Waldwegen fort, bis sie sich dem Ufer der Weichsel näherten und an einer mit dichtem Gebüsche bewachsenen Stelle einen Mann fanden, der mit einem Kahne ihrer harrte. Sie stiegen ein, und der Kahn schwamm schnell den Strom hinab. Sie mochten eine halbe Stunde auf ihrer Wasserstraße zurückgelegt haben, als sie um eine Biegung des Flusses gekommen, in einiger Entfernung an beiden Seiten des Ufers große Feuer brennen sahen. „Hier hat unsere Reise zu Wasser ein Ende," sagte Joseph, „das sind Wachtfeuer, bei deren Schein man uns sogleich bemerken und mit Musketen-Kugeln empfangen würde. Wir müssen hier landen und unsere Reise auf dem Lande fortsetzen. Den Weg nach

Brsestz kenne ich genau, und von dort wird Gott weiter helfen."

Der Kahn wurde nun an's Ufer gerudert, die Flüchtlinge stiegen an's Land und setzten ihre Reise zu Fuße fort, nachdem sie den Schiffer, welcher herzlich bedauerte, daß er ihnen nicht weiter dienen konnte, reichlich belohnt hatten.

Obwohl Joseph den Weg, den sie nun zu machen hatten, genau kannte, so gab es doch auf ihm, da die Landstraße vermieden werden mußte, so viele Schwierigkeiten zu überwinden und der Hindernisse so viele, daß sie nur sehr langsam fortkamen und der Tag anbrechen wollte, als sie etwa noch eine halbe Stunde von Brsestz entfernt waren. In der Nähe dieser Stadt besaß der Graf Zrinewski ein Gut; Friedrich war, als er sich noch in dessen Dienst befand, öfter da gewesen und hatte in dem alten Verwalter des Gutes einen eifrigen Patrioten und guten Menschen kennen gelernt. Es wurde daher beschlossen, im Walde einen sichern Versteck zu suchen, in welchem der Graf und Friedrich den Tag zubringen sollten; Joseph aber erhielt den Auftrag, sich auf das Gut des Grafen Zrinewski zu begeben, dem Verwalter zu sagen, in welcher Lage sich der Graf Rasowski und Friedrich befänden, und von ihm zu erfahren, wie die Fortsetzung und glückliche Vollendung ihrer Flucht zu bewerkstelligen sey. Ein sicherer Versteck war bald gefunden, mit Lebensmitteln waren sie hinreichend versehen, und Joseph entfernte sich, nachdem er einige Zeit geruht und Nahrung zu sich genommen hatte, mit dem Versprechen, so bald als möglich zurückzukehren.

Kaum hatte Joseph die Landstraße erreicht, als er auf eine Abtheilung Soldaten stieß, der er nicht mehr ausweichen konnte, ohne sich verdächtig zu machen. Der Offizier, welcher die Soldaten anführte, hielt ihn an, und

nachdem er über das Ziel und die Absicht seiner Wanderung mehrere Fragen an ihn gestellt hatte, die Joseph auf unverdächtigende Weise zu beantworten wußte, fragte er ihn, ob er in der Gegend bekannt sey.

„Wie sollte ich nicht,“ erwiederte Joseph, “da ich, wie ich euch bereits gesagt habe, nur ein paar Stunden von hier zu Hause bin?“

“Nun wohl, Bursche,“ sagte hierauf der Officier, „so führe uns nach dem Gute des Grafen Zrinewski, das einige Stunden von hier liegen soll Sollte sich übrigens,“ fügte er bei, “deines Vaters Sohn weigern, uns diesen Dienst zu leisten, so wisse, daß wir Stricke bei uns führen, um dich zu binden, und Kugeln in unsern Musketen haben, um sie dir nachzusenden, wenn du etwa Lust hättest, zu entfliehen.“

“Besorgt nichts,“ antwortete Joseph, „ich will gerne euer Führer seyn.“ Er dankte dem Himmel, daß er auf diese Weise unter so sicherer Begleitung in das Schloß gelangen könne, in welches er wollte, und mancher Hindernisse enthoben werde, die ihm dabei hätten in den Weg treten können.

Nach zwei Stunden befanden sie sich vor dem Schlosse, und der Offizier sagte zu Joseph: „Du bist nun frei, Bursche, und kannst deines Weges ziehen.“

„Gestattet Herr Officier,“ entgegnete jener, „daß ich an dem Frühstücke Theil nehme, das eure Soldaten unfehlbar im Schlosse zu sich nehmen werden. Ich bin vier Stunden von meinem Wege abgekommen, und bedarf der Stärkung, um das Versäumte wieder einzuholen; die wenigen Groschen aber, die ich in meiner Tasche habe, reichen nicht hin zu einem doppelten Mahle.“

„Wohl,“ antwortete der Officier, „dein Wunsch ist billig und soll erfüllt werden.“

Im Schlosse angekommen ließ der Officier dasselbe sogleich auf das Genaueste und Strengste durchsuchen, ob sich nicht etwa Mitglieder der Familie Zrinewski oder andere Verdächtige darin befänden, und traf, nachdem seine Nachforschungen vergeblich gewesen waren, Anordnungen, welche bewiesen, daß er nicht gesonnen sey, das Schloß sobald wieder zu verlassen.

Joseph frühstückte mit den Soldaten und spähte dabei nach einer günstigen Gelegenheit, dem alten Verwalter, den die Ankunft der Soldaten in die übelste Laune versetzt hatte, einige Worte zuzuflüstern. Diese Gelegenheit fand sich endlich, und Joseph fragte den Verwalter, als er sich in seiner Nähe befand, leise: „Ist euch der Name Frohberg bekannt?“

Der alte Mann sah ihm scharf in's Gesicht, und da er ein paar Augen begegnete, die keinem Verräther angehören konnten, bejahte er die Frage.

„Ich habe eine Botschaft von ihm,“ fuhr Joseph fort.

„Wohl, folge mir in einer Weile in die Küche!“ war die schnelle Erwiederung.

Joseph fand sich in der Küche ein und wurde von dem Verwalter bei Seite gezogen. „Was ist's mit Frohberg,“ fragte er nun, „und welche Botschaft bringst du von ihm?“

„Frohberg,“ erwiederte Joseph, „ist mit dem Grafen Rasowski, der auf der Flucht begriffen ist, im Walde bei Brsestz verborgen. Gebt mir Rath und wo möglich Mittel, sie über die preußische Grenze zu bringen.“

„Hm,“ sagte der Alte nach einigem Besinnen, „mein

Graf war zwar mit dem Benehmen des Grafen Rasowski, dem es, wie er sagt, an Entschiedenheit der Gesinnung fehlt, nicht ganz zufrieden, aber er wird von unserm gemeinschaftlichen Feinde verfolgt, und dieß ist genug, ihm meine Theilnahme und Mitwirkung zu seiner Rettung zu sichern. Aber wie diese bewerkstelligt werden kann, das ist die Frage. Die ganze Gegend ist von Soldaten besetzt und bei jedem Schritte stößt man auf diese lästigen Gäste. — Wie bist du aber dazu gekommen, den Führer des Officiers und seiner Leute zu machen, dessen Besuch mir sehr ungelegen kommt?"

Joseph erzählte, wie er den Grafen gefunden, und daß er in dessen Auftrage auf dem Wege zum Schlosse begriffen von dem Officiere angehalten und genöthiget worden sey, ihn hieher zu führen.

Der Verwalter führte ihn nun an's Fenster und deutete auf einen aus der Mitte des nahen Waldes hervorragenden alten Thurm, der zum Theile von Aesten einer ungeheuern Eiche bedeckt war. „Unter dieser Eiche," sagte er, „erwarte ich euch drei Nächte hindurch um 1 Uhr nach Mitternacht. Wendet jedoch die äußerste Vorsicht an, denn gewiß werden die Soldaten den Thurm, der ihnen auffallen muß, untersuchen, um nach Flüchtlingen zu forschen. Versteckt euch im Nothfalle in den dichten Aesten des Baumes. Ich werde euch dadurch ein Zeichen meiner Nähe geben, daß ich dreimal den Ruf einer Eule nachahme, antworte mir auf die nämliche Weise. Aber nun gehe; du hast noch einen weiten Weg zu machen. Seyd ihr glücklich hier angelangt, dann wird sich das Weitere finden."

---

# Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Joseph fand den Grafen und Friedrich mit Sehnsucht seiner harrend; sie hatten während seiner Abwesenheit eine große Gefahr bestanden, indem ganz in der Nähe ihres Versteckes eine Abtheilung Soldaten ein Feuer angezündet und mehrere Stunden da geruht hatte, so daß sie immer in der Furcht schweben mußten, entdeckt zu werden. Sie warteten nach dem Eintreffen Josephs den Anbruch der Nacht ab und machten sich dann auf den Weg, den sie auch glücklich und unangefochten, aber nicht schnell genug zurücklegten, um zu der von dem Verwalter bestimmten Stunde bei der Eiche eintreffen zu können. Der Graf und Friedrich bestiegen den Baum, der ihnen einen eben so bequemen als verborgenen Zufluchtsort bot, Joseph aber wollte sich noch vorher in der Gegend umsehen, um sich zu überzeugen, ob keine Gefahr in der Nähe drohe. In das Schloß zu gehen, wagte er nicht, da sein abermaliges Erscheinen den Soldaten aufgefallen wäre, und er wollte sich eben, nachdem er nichts gefunden hatte, was Besorgniß hätte erregen können, zu der Eiche zurückbegeben, als er durch eine Lichtung des Waldes einen Mann herankommen sah, den er bei dem schwachen Scheine des anbrechenden Herbstmorgens als den alten Verwalter erkannte. Dieser vernahm mit Zufriedenheit die Anwesenheit des Grafen, hieß aber Joseph, sogleich zurückzukehren, indem die Soldaten, wie er aus ihren Aeußerungen schließen zu dürfen glaube, sich zu einer Durchsuchung der Gegend rüsteten und gewiß auch dabei den Thurm nicht unbesucht lassen würden. „In dem Thurme selbst," fügte er bei, „befindet sich Jemand, der sich ebenfalls verbergen muß. Unterrichte

den Grafen davon, damit dieser nicht Verrath fürchte, wenn er jenen findet. Erwartet mich übrigens um Mitternacht; ihr müßt noch heute Nacht die Nähe der Grenze erreichen, und an einem sichern Orte, den ich dort kenne, eine günstige Gelegenheit erwarten, sie zu überschreiten."

Beide gingen nun ihre Wege, und Joseph kehrte zur Eiche zurück, die er sogleich bestieg, um dem Grafen das mitzutheilen, was ihm der Verwalter gesagt hatte. Er war nicht wenig verwundert, einen Dritten auf dem Baume zu finden, vermuthete aber sogleich, dieser sey der Mann, den der Verwalter gemeint habe, und so war es auch. Der Graf und Friedrich hatten sich jenen Theil des Baumes zum Zufluchtsorte gewählt, der sich über einen Theil des Thurmes erhob, da das Laubwerk hier am dichtesten war. Plötzlich sahen sie einen Kopf aus dem Dache hervorkommen, der sich nach der Ursache des durch die Angekommenen entstandenen Geräusches umsah. Beide Theile waren nicht wenig erschrocken, als sie sich gegenseitig erblickten, da einer in dem andern einen Feind vermuthete; doch nach wenigen gewechselten Worten war das Verständniß hergestellt, und die Flüchtlinge hielten ihre Lage nun schon für besser, da ihre Zahl sich vermehrt hatte. Friedrich glaubte, den jungen Mann, der aus dem Dache des Thurmes hervorgekommen war, schon irgendwo gesehen zu haben; er dachte darüber nach, wo dieß geschehen seyn könne, und es fiel ihm endlich ein, daß der Fremde der junge Mann sey, der in *** ein Zimmer mit ihm bewohnte und in der Nacht verhaftet wurde. Er gab sich Balow — dieß war der Fremde, an den sich unsere Leser erinnern werden —, zu erkennen, und dieser ergriff die Gelegenheit des Wiedersehens, um Friedrich für die richtige Ueberbringung der Papiere zu danken.

„Ich bin damals," erzählte er, „auf Verlangen des Gesandten, dem meine Ankunft verrathen worden war, verhaftet worden. Da man aber, was man nicht erwartet hatte, keine Papiere bei mir fand, und trotzdem, daß ich damals eben aus Frankreich kam, das man für den Mittel- und Brennpunkt des polnischen Aufstandes hielt, kein Beweis gegen mich aufgebracht werden konnte, so entließ man mich nach einigen Monaten wieder. Zur Zeit der unglücklichen, durch Verrätherei herbeigeführten Verhaftung meines Onkels Zrinewski befand ich mich in Warschau, wie Sie, der sich damals in dessen Hause befand, gehört haben werden, und stand, obwohl im Geheimen für unsere Sache thätig, mit den dortigen Machthabern in ziemlich gutem Vernehmen, so daß man mich wenigstens dem Anscheine nach außer Acht ließ. Erst später, als sich die großen Pläne zur Befreiung unseres Vaterlandes mehr zu entwickeln begannen, richtete man wieder mehr Aufmerksamkeit auf mich; ein Verhafteter machte Aussagen, die mich in Gefahr bringen mußten; ein guter Freund, welchen ich bei der Gegenpartei hatte, theilte mir dieß im Geheimen mit, und ich fand für gerathen, mich der Verfolgung, die mir drohte, durch die Flucht zu entziehen. Nach langem Umherirren und manchen gefahrvollen Abentheuern erreichte ich endlich dieses Schloß meines Oheims, fand es aber leider schon von unsern Feinden besetzt und mußte es für ein Glück halten, nicht von ihnen bemerkt und von dem guten Verwalter hieher gewiesen worden zu seyn."

Joseph hatte kaum den Auftrag des Verwalters ausgerichtet, als man Schritte vernahm, die in militärischem Takte erfolgten und näher kamen, und bald sah man den Officier an der Spitze seiner Mannschaft auf den Thurm zu-

gehen. „Durchsucht die Thurmruine genau!“ rief er den Soldaten zu, und sogleich krochen mehrere derselben durch die enge unter Mauertrümmern halb verborgene Oeffnung, welche die Thüre des Thurmes gewesen zu seyn schien, kehrten aber sogleich wieder zurück, als bei dem ersten Schritte, den sie machten, der Boden unter ihren Füßen wich und Steine in eine Tiefe rollten, die aus dem Schalle zu schließen, den sie verursachten, beträchtlich seyn mußte.

„Im Thurme,“ rief einer derselben, „befindet sich Niemand, und sollte Jemand in der Tiefe desselben verborgen seyn, so wollen wir dafür sorgen, daß er nicht wieder zum Vorscheine kommt.“ Und nun schoben die Soldaten mit den Bajonneten ihrer Gewehre Steine und Mauerstücke hinab, so daß sie prasselnd in die Tiefe stürzten, und wer etwa dort verborgen gewesen wäre, unfehlbar hätte zerschmettert werden müssen.

Die Soldaten wollten sich bereits wieder entfernen und ihre Nachforschungen im Walde fortsetzen, als einer derselben auf die Eiche mit ihrem dichten Laubgewölbe aufmerksam machte und den Officier fragte, ob man nicht hinaufsteigen und untersuchen sollte, ob nicht da Jemand verborgen wäre.

„Wir können die Sache kürzer abmachen,“ rief der Officier, „und wollen die etwa auf dem Baume Verborgenen wie Raubvögel herabschießen.“ Und nun ließ er die dreißig Soldaten, die er bei sich hatte, in verschiedener Höhe und Richtung auf den Baum zielen und dann ihre Gewehre abschießen, so daß der Wald weithin von dem Knalle ertönte und eine Menge Blätter und Aeste von den Kugeln getroffen herabfielen. Dieß wurde noch mehrere Mal immer in verschiedenen Richtungen wiederholt, und als kein Wehegeschrei vom Baume herab ertönte und kein

Getroffener herabfiel, glaubte der Officier, überzeugt seyn zu dürfen, daß kein Flüchtiger auf dem Baume verborgen sey, und zog mit seinen Soldaten weiter.

Unsere Geächteten hatten recht wohl gehört, was der Officier befohlen, und da sie sich unweit der Oeffnung des Thurmdaches befanden, krochen sie schnell hinein, um vor den Kugeln sicher zu seyn. Nur Joseph hatte nicht mehr Raum genug finden können, und ein Theil seines Körpers ragte aus der Oeffnung hervor. Beim dritten Schusse stieß er einen leisen Wehelaut aus und fühlte sich am Schenkel getroffen. Bei der Untersuchung der Wunde, die nach der Entfernung der Soldaten vorgenommen wurde, zeigte sich's, daß eine Kugel ihn gestreift hatte, und obwohl die Wunde weder bedeutend noch gefährlich war, so machte sie doch dem armen Burschen, da sie nicht gehörig verbunden werden konnte, viele Schmerzen.

„Armer Joseph," sagte der Graf mitleidig, „daß du für deine Treue nun solchen Lohn erhalten mußt!"

„Beruhigen Sie sich, Herr Graf," antwortete der Verwundete, „ich halte jetzt erst, da ich etwas zu leiden habe, meine Schuld gegen Sie einigermaßen getilgt. Nur bedauere ich, daß ich Sie nun nicht weiter begleiten kann und die Freude entbehren muß, Sie über die Grenze kommen und gerettet zu sehen. Aus den Schmerzen, die mir die Wunde verursacht, mache ich mir nichts; der alte Verwalter wird mir wohl ein Plätzchen im Schlosse und Pflege gönnen."

Der Tag verging in dieser zwar unbequemen Lage den Flüchtlingen unangefochten von weiterer Verfolgung unter gegenseitigen Mittheilungen über die traurige Lage des Vaterlandes und die abermals zerstörten Hoffnungen einer bessern Zukunft für dasselbe. Mit Lebensmitteln waren

sie hinreichend versehen und sie konnten den Anbruch der Nacht und die Ankunft des Verwalters, Joseph etwa ausgenommen, ziemlich ruhig erwarten.

Endlich war Mitternacht vorüber, und nicht lange währte es, als sie den Eulenruf des Verwalters vernahmen. Sie stiegen herab, indem sie Joseph so viel als möglich unterstützten, und der Verwalter übergab die Flüchtlinge der Führung eines Mannes, der mit ihm gekommen war. Der Graf wollte Joseph zum Lohne seiner Treue eine nicht unbedeutende Summe in Papieren geben, aber dieser wies sie standhaft zurück, und erklärte, er wolle sich das Bewußtseyn, dem Grafen einen Dienst geleistet und damit einen Theil seiner Schuld an ihn abgetragen zu haben, nicht mit Geld abkaufen lassen. Sie nahmen endlich von dem treuen Burschen so wie von dem Verwalter gerührten Abschied, und dieser entfernte sich mit Joseph, während die Flüchtlinge ihrem Führer folgend den Weg in dem Walde fortsetzten.

Bis zur preußischen Grenze hatten sie noch etwa vier Meilen und nachdem sie die Hälfte des Weges, der an Beschwerden und Mühseligkeiten dem bisher zurückgelegten nicht nachgab, zurückgelegt hatten, kamen sie gegen Anbruch des Tages zu einem im tiefen Walde gelegenen Jägerhäuschen, dessen Bewohner sie nach den vom Verwalter schon vorher getroffenen Anordnungen erwarteten. Der hier wohnende Jäger setzte ihnen die für sie bereiteten Speisen vor, und nachdem sie selbe zu sich genommen hatten, führte er sie in den engen Raum unter dem Dache, wo sie auf weichem Heulager hingestreckt den Tag zubringen sollten. Er verabredete zugleich ein Zeichen mit ihnen, das er ihnen geben wollte, wenn Gefahr drohen würde, und sie sollten dann sogleich aus der Oeffnung des Daches, das nicht

weit vom Boden entfernt war, da sich das Häuschen an eine Anhöhe lehnte, in das dichte Buschwerk des Waldes fliehen, wo er sie dann, wäre die Gefahr vorüber, schon wieder auffinden würde. Der Tag verging jedoch ruhig, und nachdem die Nacht völlig angebrochen war, rüsteten sie sich zum Aufbruche. Auf den Rath des Jägers versah Jeder sich mit Pistolen, die sie, wie er meinte, nöthig haben könnten „Heute gilt es," fügte er bei, „über die preußische Grenze zu kommen oder in die Hände der Feinde zu fallen."

Der Jäger, welcher von dem Verwalter den Auftrag erhalten hatte, den Grafen und seine Gefährten bis in das preußische Gebiet zu begleiten, nahm noch einen bewaffneten Mann mit, und so konnten sie, sechs Männer an der Zahl, wohl hoffen, sich durchzuschlagen, wenn sie nur auf einen kleinen Posten stoßen würden.

Es hatte schon während des Tages geregnet, am Abende aber war der Regen sehr heftig geworden, was die Beschwerden ihres Weges, der heute mehr als bisher durch dichte Wälder und sumpfige Stellen führte, sehr vermehrte. Der Graf hatte sich den ganzen Tag hindurch leidend befunden, und der Regen, der seine Kleidung bald ganz durchdrang, belästigte ihn daher um so mehr. Unter diesen Umständen kamen sie nicht sehr schnell vorwärts, und Mitternacht war schon vorüber, als sie, auf einer Anhöhe aus dem Walde tretend, eine lange rechts und links sich ausdehnende Reihe von Wachtfeuern erblickten, die dem Zuge der Grenze entlang brannten.

Der Graf fühlte sich völlig erschöpft, Fieberschauer hatten ihn befallen, und es bedurfte des ganzen Aufwandes seiner moralischen Kraft, um die körperliche noch einigermaßen aufrecht zu erhalten. Und doch galt es jetzt noch

eine Hauptanstrengung, und alle bisher bestandenen Mühseligkeiten und glücklich überwundenen Hindernisse waren vergebens bestanden, vergebens überwunden, wenn nicht auch der letzte Kampf noch muth- und kraftvoll unternommen wurde. Dieß sagte Friedrich dem Grafen, dieß sagte dieser sich selbst, aber was vermag der Mensch, wenn ein kranker Körper wie ein Gewicht von Blei an seiner Seele hängt und sie am Aufschwunge hindert? Der Graf, den wir als einen Mann nicht gewöhnlichen Schlages kennen, und der in allem, was dem Menschen begegnet, eine Schikkung des Himmels sah, in die er sich in Demuth ergeben müsse, wußte, von wem ihm in diesem verhängnißvollen Augenblicke Hülfe kommen könne; an diesen Helfer und Retter in aller Noth wandte er sich nun; sein Glaube half ihm; der Muth, zu dem er sich durch ein inniges Gebet entflammt fühlte, stärkte auch die Kraft des Körpers, und er durfte hoffen, mit dem Beistande des Himmels die bevorstehende letzte Anstrengung bestehen zu können.

Nach kurzer Rast mahnte der Jäger, der inzwischen die Lage der Wachtfeuer aufmerksam beobachtet hatte, zum Aufbruche. „Dort zwischen jenen zwei großen Feuern,“ sagte er, „welche weiter auseinander entfernt sind, liegt eine Waldschlucht, welcher die Soldaten wahrscheinlich geringere Aufmerksamkeit widmen, da sie ihres sumpfigen Grundes wegen für ungangbar gilt. Die Anhöhe, welche die Schlucht durchschneidet, ist mit dichter Waldung bedeckt und wird sehr begangen, und wir dürfen nicht wagen, unsern Weg auf ihr fortzusetzen, sondern müssen eben versuchen, an den steilen Wänden der Schlucht fortzukommen. Gelingt uns dieses freilich mit sehr großen Schwierigkeiten und Beschwernissen verbundene Unternehmen, so haben wir dann nur noch den Bach zu überschreiten, der

an der Grenze hinläuft, und ist auch dieses gelungen, dann befinden wir uns in Sicherheit. Für Sie, Herr Graf," fuhr er fort, "wird die Anstrengung, der Sie sich unterwerfen müssen, freilich eine nicht geringe Aufgabe seyn, aber wir alle sind bereit, Sie mit unsern Kräften zu unterstützen, und diesen wird es mit dem Beistande Gottes hoffentlich gelingen, Sie an das ersehnte Ziel zu führen."

Sie brachen auf und befanden sich nach einer halben Stunde am Eingange der Schlucht. Der sumpfige Grund derselben war in Folge des heftigen Regens zu dem Bette eines rauschenden Baches geworden; die steilen abschüssigen Wände der Schlucht, vom Regen durchweicht, boten dem Fuße keine sehr sicheren Haltpunkte dar, und die Flüchtlinge konnten nur dadurch allmählich weiter kommen, daß sie sich an dem Gesträuch festhielten, das die Wand der Schlucht bedeckte.

Nach unsäglicher Anstrengung hatten sie endlich eine Stelle erreicht, wo sich die Schlucht zu erweitern begann und ihr Weg weniger beschwerlich wurde. Die ganze Gesellschaft bedurfte einiger Ruhe und der Stamm eines Baumes, der von der Höhe herabgestürzt war, bot ihr dazu die gewünschte Gelegenheit. Sie saßen einige Minuten, als der Jäger, welcher nicht einen Augenblick unterließ, allem, was um sie vorging, die größte Aufmerksamkeit zu widmen, leise sagte: „Horcht! Ich glaube das Schnarchen eines Schlafenden zu hören, und — wahrhaftig es ist so! — am Stamme jener Buche, die dort in der Tiefe allein steht, kauert eine menschliche Gestalt, welche ich für die einer schlafenden Schildwache halte. Verhaltet euch ruhig, ich schleiche hinzu und mache den Mann unschädlich."

„Schone sein Leben, wenn es möglich ist!" sagte der Graf, worauf der Jäger erwiederte: „Besorgt nichts; ein

Knebel und ein paar tüchtige Stricke, die ich bei mir habe, reichen hin, meine Absicht zu erfüllen."

Nun gab der Jäger seinen zwei Begleitern ein Zeichen und näherte sich mit ihnen leise der Buche. Hier fanden sie einen Soldaten im festen Schlafe an dem Stamme des Baumes lehnen; seine Muskete stand neben ihm. Schnell wie das Raubthier auf seine Beute fielen die drei Männer über den Soldaten her, und während ihm einer mit einem Tuche den Mund verstopfte, so daß er kaum einen halblauten Ton der Ueberraschung ausstoßen konnte, banden ihm die andern Hände und Füße, nahmen ihm die Waffen ab und ließen ihn dann unter dem Baume liegen.

Die Flüchtlinge durften sich glücklich preisen, einer so großen Gefahr entgangen zu seyn. Hätte die Schildwache nicht geschlafen, sondern ihre Annäherung bemerkt und gethan, was ihr zu thun oblag, die ganze Kette der Posten würde aufmerksam geworden und ihnen dadurch auch jede Hoffnung geraubt worden seyn, über die Grenze zu kommen. Nun konnten sie aber ihren Weg ungehindert fortsetzen.

Sie kamen in Kurzem an den Bach, der hier die Grenze bildete, und gingen an seinem Ufer hin, um eine Stelle zu suchen, welche mit weniger Schwierigkeit passirt werden konnte, als sie um eine Biegung des Baches gekommen, nur etwa fünfzig Schritte weit entfernt ein glimmendes Wachtfeuer vor sich sahen, um welches drei Soldaten gelagert waren. Diese hörten das Geräusch, welches die Flüchtlinge machten, täuschten sich aber über die Richtung desselben, und während sie der Schlucht zueilten, stiegen jene, welche nun keinen andern Uebergangspunkt mehr suchen konnten, in den Bach, um so schnell als möglich dessen jenseitiges Ufer zu erreichen. Dieses gelang ihnen

auch, und sie hielten ihre Rettung für vollendet und alle Gefahren für überwunden, als sie an dem Ufer des Baches, das sie eben verlassen hatten, sich mehrere Soldaten sammeln sahen, welche auch sogleich in der Richtung des Weges, den die Flüchtlinge nahmen, ihre Gewehre abfeuerten. Wahrscheinlich hatten die aus der Schlucht zurückkehrenden Soldaten den Uebergang der Flüchtlinge über den Bach bemerkt und wollten nun durch noch andere herbeigekommene Soldaten vermehrt, jenen, die sie nicht mehr verfolgen durften, wenigstens ihre Kugeln nachsenden. Obwohl sie ihre Gewehre auf gutes Glück abschossen und bei der herrschenden Dunkelheit kein bestimmtes Ziel hatten, so befanden sich die Flüchtlinge doch im Bereiche der Kugeln und sie wollten sich eben mehr rechts wenden, um aus der Richtung derselben zu kommen, als Friedrich plötzlich mit einem Ausrufe des Schmerzens zu Boden stürzte. Erschrocken eilten seine Freunde herbei und richteten ihn auf. Er konnte aber nicht stehen und bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß er von einer der nachgesendeten Kugeln getroffen und wenn auch nicht gefährlich, doch so verwundet worden war, daß er nicht mehr gehen konnte. Der alte Jäger, welcher in dergleichen Dingen erfahren war, verband ihn, so gut es bei dem Mangel alles dazu Nöthigen geschehen konnte, und da, wie sie beim Umherschauen gewahrten, eine ländliche Wohnung nicht ferne war, so brachte man den Verwundeten dahin, bis man aus dem nächsten Dorfe einen Wagen herbeigeholt haben würde, um die Reise fortsetzen zu können. Der Graf war untröstlich, daß sein treuer Freund nun auch seinetwegen leiden mußte, aber Friedrich suchte ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß seine Wunde weder gefährlich noch schmerzlich sey, und er das geringe Leiden, das sie ihm verursache, gerne ertragen wolle, da er ihn

doch nun außer dem Bereiche der Gewalt seiner Feinde und in Sicherheit wisse.

Nach einigen Stunden kam der Wagen, und nachdem sie von dem Jäger und seinen Begleitern, welche der Graf reichlich belohnte, dankbaren und herzlichen Abschied genommen hatten, setzten sie ihren Weg fort.

Das Reiseziel des Grafen war vorerst das Gut eines seiner nächsten Verwandten, das in der Gegend von Gnesen lag, und wo er die Genesung Friedrichs, so wie den Gang der Ereignisse im Vaterlande und Nachrichten von seiner Gemahlin erwarten wollte. Am darauffolgenden Tage trafen sie auf dem Gute des Verwandten ein, wo sie mit all' der Rücksicht aufgenommen wurden, die ein so naher Verwandter und sein Unglück in Anspruch nehmen durfte. Balow, der strengeren Partei der Vaterlandsfreunde angehörend, reiste bald wieder weiter, um in Vereinigung mit seinen Freunden im Auslande die Bestrebungen zur Befreiung Polens fortzusetzen.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

### Rückblick. — Susanna in Gefangenschaft.

Wir verlassen den Grafen und Friedrich, die im Kreise wohlwollender Freunde hinreichend Mittel und Gelegenheit finden, der eine von seiner körperlichen Schwäche, der andere von seiner Wunde zu genesen, und kehren zu dem Zeitpunkte unserer Geschichte zurück, wo der Graf mit Seraphine Helmbach das Schloß verließ.

Nachdem Friedrich erfahren hatte, daß der Graf sich krank fühle und nicht mehr länger im Gewölbe der Kapelle

bleiben könne, ersann er den Plan zu der Flucht desselben, die auch, wie wir wissen, sogleich in Ausführung gebracht wurde. Der Graf begleitete Seraphine in das Haus ihres Großvaters, wo er von Helmbach erwartet und an einem sichern Orte verborgen wurde. Friedrich ließ nicht lange auf sich warten, sie zogen andere Kleider an und begannen ihre mühe- und gefahrvolle Wanderschaft, die wir sie am Schlusse des vorigen Kapitels vollenden gesehen haben.

Die Flüchtlinge hatten sich zuerst bei Thorn über die Grenze begeben wollen, erfuhren aber unterwegs, daß die Regierung, welche einer weit verzweigten Verschwörung auf die Spur gekommen, strenge Maßregeln getroffen habe, die zahlreichen Flüchtlinge, die sich aus dem Lande entfernen wollten, in ihre Gewalt zu bekommen, und auf dem rechten Ufer der Weichsel bereits eine starke Truppenabtheilung gegen die preußische Grenze in Bewegung sey. Sie beschlossen daher zu versuchen, das linke Ufer der Weichsel zu gewinnen, wo sie leichter die Grenze zu überschreiten hofften.

Helmbach unterrichtete seinen Großvater von dem ganzen Vorgange erst, nachdem der Graf und Friedrich bereits auf dem Wege waren, um dem alten Manne keine Unruhe zu bereiten und ihn nicht in Gefahr zu setzen, als Mitwisser der Flucht des Grafen in die Untersuchung verwickelt zu werden, welche die Regierung gewiß deßhalb anstellen werde. Boliki billigte vollkommen die Theilnahme, welche sein Enkel dem unglücklichen Schicksale der Familie des Grafen Rasowski schenkte, besorgte aber, er werde von dem Officier im Schlosse des Grafen als Mitschuldiger an der Flucht desselben der Regierung angezeigt worden seyn, und von dieser wohl zur Rechenschaft hierüber gezogen werden.

„O dafür ist gesorgt, lieber Großvater!“ erwiederte Helmbach. „Oberst Rimanow, der bei dem Vetter Pemtowski

dem Waidwerck obliegt, bringt schon lange in mich, ihn einmal nach Thorn zu begleiten, wo er Geschäfte habe. Ich ließ ihm nun wissen, ein dringendes Geschäft rufe mich ebenfalls dahin, und ich sey bereit, ihn noch heute dahin zu begleiten. Seine Antwort ist bereits erfolgt, und gegen Mittag reisen wir ab. In seiner Gesellschaft habe ich nicht zu besorgen, daß man mich für einen Flüchtling hält, und wenn der Verdacht laut wird, ich hätte die Flucht des Grafen unterstützt, befinde ich mich bereits in Sicherheit. Die zahlreichen Freunde und Schuldner, welche mir meine stets offene Börse in Warschau erworben hat, werden während meiner Abwesenheit wohl meine Verteidigung übernehmen, und so hoffe ich, in kurzer Zeit wieder zurückkehren zu dürfen. Gott sey mit Ihnen, mein geliebter Großvater, möge er Ihre uns so theure Gesundheit bewahren; bald hoffe ich, Sie wieder zu sehen."

„Und Seraphine?" fragte der alte Boliki.

„Seraphine wird bei der unglücklichen Gräfin bleiben, damit sie doch irgend eine vertraute Seele habe, die ihr Theilnahme schenkt und ihr den so schmerzlichen Verlust aller befreundeten Wesen, die sie bisher um sich hatte, einigermassen ersetze. Ich habe sie nur wenig von dem Fluchtplane erfahren lassen, und wird sie darüber befragt, so kann ich sie mit allem Rechte behaupten, sie wisse nichts."

Helmbach nahm von seinem Großvater Abschied und befand sich einige Stunden später mit dem Obersten schon auf dem Wege nach Thorn. Sie stießen auf viele Truppenabtheilungen, welche die ganze Gegend durchstreiften, um die zahlreichen Flüchtlinge zu verfolgen und einzufangen, welche über die Grenze und in's Ausland fliehen wollten. Der Officier, der in seiner Uniform neben Helmbach im Wagen saß, befreite ihn von allen Nachforschungen über

seinen Namen, so wie über das Ziel und die Absicht seiner Reise, und er kam mit seinem Begleiter glücklich in Thorn an. Hier trennte er sich unter einem Vorwande von dem Obersten, und als dieser nach zwei Tagen wieder zurückreiste und nach Warschau kam, wo man inzwischen die Flucht des Grafen und die Namen der muthmaßlichen Beförderer derselben erfahren hatte, hörte er zu seiner großen Verwunderung, daß er in Helmbach wahrscheinlich einen Mitschuldigen der Verschwörung, die eben entdeckt worden war, zur Flucht verholfen habe.

Helmbach, der nicht wußte, daß die Umstände den Grafen und Friedrich genöthigt hatten, ihre Flucht auf dem linken Ufer der Weichsel fortzusetzen, statt, wie sie früher entschlossen waren, in der Richtung nach Thorn, fragte täglich in dem Hause nach, wo er der Verabredung gemäß die Freunde hätte finden sollen, und besorgte schon, sie seyen in die Hände ihrer Feinde gefallen, als er nach achttägigem ängstlichen Harren einen Brief vom Grafen erhielt, worin er ihm die Verwundung Friedrichs und ihre glückliche Ankunft in Gnesen anzeigte. Helmbach fühlte sich einer großen Last entledigt, nachdem er diesen Brief gelesen hatte, und reiste sogleich nach Gnesen ab, um sich mit den Freunden zu vereinigen.

Die Flucht des Grafen, den man mit Unrecht für das Haupt der Verschwörung hielt, die damals die Nationalität Polens wieder herstellen wollte, hatte in der Hauptstadt großen Unwillen erregt, und es ward der Befehl gegeben, die Beförderer dieser Flucht zu ermitteln und strenge zu bestrafen. Diese Untersuchung richtete sich natürlich zuerst gegen die Gräfin, und man sandte eine Kommission auf das Schloß, um über alle Umstände dieser Flucht Aufklärungen zu sammeln und zuerst die Aeußerungen der

Gräfin darüber zu vernehmen. Sie erzählte den ganzen Vorgang, wie er sich zugetragen, ohne ihre Theilnahme daran zu läugnen; man fand es jedoch bei aller Strenge, ja bei aller Grausamkeit, welche die Regierung gegen die Verschwornen in Anwendung brachte, zuletzt so natürlich und verzeihlich, daß die Gattin die Flucht des Gatten, dem langwierige Gefangenschaft, ja vielleicht der Tod drohte, möglichst unterstütze, daß man sie in Ruhe ließ und sich damit begnügte, auf die Güter des Grafen Beschlag zu legen.

Boliki und Seraphine konnten auf alle Fragen, die man an sie stellte, mit Recht antworten, sie hätten von dem ganzen Vorhaben keine Kenntniß gehabt, und so war es denn unsere Susanna, zu der wir nun nach längerer Abschweifung wieder zurückkehren, gegen welche man schärfer verfahren wollte. Sie wurde, wie wir wissen, am Tage darauf, nachdem die Flucht des Grafen bekannt geworden, nach Warschau geführt, wo man sie einer Familie zur Verwahrung übergab, die das Vertrauen der Regierung in hohem Grade besaß. Sie wurde zwar in einem Zimmer eingeschlossen, dessen Fenster vergittert waren, und ganz wie eine Gefangene behandelt, aber dieses Zimmer war freundlich und wohnlich, und glich einem Gefängnisse nicht im Entferntesten. Man empfing sie sehr freundlich und sorgte für alle ihre Bedürfnisse auf die zuvorkommendste Weise, so daß ihre Lage sehr leidlich hätte genannt werden können, wenn ihr nicht die Trennung von der Gräfin und ihren Kindern so schmerzlich gewesen wäre. Was ihr nun bevorstehen werde, das machte ihr durchaus keinen Kummer; sie wußte, daß ihr Schicksal von einem Vater gelenkt werde, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte des Menschen und kein Sperling vom Dache fällt; sie wußte, daß dieses Leben eine Zeit der Prüfung und Läuterung

sey, und je ergebener der Mensch die Dornenkrone dieses Lebens trage, desto herrlicher und glanzvoller die Krone sey, die ihn im ewigen Leben schmücken werde.

Als Susanna ihr Gepäck ordnete, das man ihr erst einige Tage nach ihrer Ankunft übergab, vermißte sie die Gebet- und Erbauungsbücher, die sie mit sich genommen hatte. Sie äußerte ihr Befremden darüber, und man sagte ihr, die Entfernung derselben sey, wie dieß bei Gefangenen gewöhnlich geschehe, durch das Gericht angeordnet worden, man werde ihr aber andere und bessere verschaffen. Mit Verlangen erwartete sie diese „bessern" Bücher, sah sich aber sehr unangenehm getäuscht, als sie die Bücher untersuchte, die man ihr gegeben: es waren Schriften, welche die getrennte griechische Kirche zum Nachtheile der katholischen erhoben und die angeblichen Vorzüge jener vor dieser anpriesen. Susanna begriff nun wohl, daß man sie in ihrem Glauben irre machen und für die griechische Religion gewinnen wolle, aber sie lächelte nur über so einen Versuch. Die Familie, der man sie zur Aufsicht übergeben hatte, stammte aus Rußland und hing der alten griechischen Kirche mit einem Eifer an, welcher sie die Grenze religiöser Duldsamkeit überschreiten ließ, und sie hielt es für ihre Pflicht, der ihrer Meinung nach rechtgläubigen Kirche so viele Anhänger zu gewinnen, als nur immer möglich wäre. Alle Mitglieder dieser Familie gaben sich daher Mühe, Susanna zu ihrem Bekenntnisse zu „bekehren", wie sie es nannten. Ob dieß auch die Absicht der Behörde gewesen sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; — Susanna trug die Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche zu tief im Herzen und Geiste, als daß alle Ueberredungs-Künste, deren man sich gegen sie bediente, auch nur im Stande gewesen wären, sie zweifelhaft zu

machen. Sie wurden ihr aber zuletzt sehr lästig, auch entbehrte sie sehr ungern ihre Bücher, welche man ihr nicht wieder zurückgab, obwohl sie versicherte, von den ihr gegebenen auch nicht den geringsten Gebrauch machen zu wollen. Man suchte ihre Standhaftigkeit auch noch auf eine weitere Probe zu stellen, indem man ihr sagte, sie könne dem Schicksale, das ihr bevorstehe, durch Nachgiebigkeit nicht allein eine günstigere Wendung geben, sondern sich auch ein sehr glückliches Loos bereiten. Susanna antwortete hierauf mit großer Bestimmtheit:

„Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, und wenn ich auch eines begangen hätte, so würde ich mich doch niemals dazu verstehen, mich durch ein noch größeres Verbrechen von der Strafe zu befreien Ich bitte daher, von allen Versuchen, mich von meinem Glauben abwendig machen zu wollen, abzulassen, da sie ewig vergeblich seyn werden, und ich mich stark genug fühle, eher das Aergste, ja Martern und Tod zu ertragen, als einer religiösen Ueberzeugung zu entsagen, die ich als die einzig wahre erkannt habe.“

Als alle fortgesetzten Versuche, Susanna zu einer Aenderung ihrer Gesinnungen zu bewegen, vergeblich waren, verfuhr man strenge gegen sie; man überließ sie der Einsamkeit, ließ es ihr sogar bisweilen an dem Nöthigen fehlen ꝛc., aber sie wurde auch nicht einen Augenblick wankend; alle Angriffe, die man mittelbar oder unmittelbar gegen ihre Standhaftigkeit richtete, waren vergeblich, und man ließ sie endlich in Ruhe, indem man sich darauf beschränkte, daß man sie ganz wie eine gewöhnliche Gefangene behandelte.

Zwei Monate seit ihrer Ankunft in Warschau waren bereits vergangen, und noch hatte man wegen ihrer Theil-

nahme an der Flucht des Grafen keine Frage an sie gestellt, als sie plötzlich eines Morgens von zwei Gerichtspersonen besucht wurde, welche sie über alle Umstände dieser Flucht ausforschten. Die Antworten, die sie auf deren Fragen gab, enthielten die reinste Wahrheit, und sie suchte ihren Antheil an diesem Vorgange weder zu entschuldigen, noch zu vermindern. Die Beamten schrieben ihre Aussagen nieder und verließen sie.

Wieder mehrere Wochen vergingen, welche Susanna, der man weder andere Bücher, als die genannten, noch Schreibgeräthschaften gegeben hatte, mit weiblichen Arbeiten, mit Nachdenken über verschiedene das ewige Heil betreffende Gegenstände und mit Gebet zubrachte, als sie eines Morgens den Auftrag erhielt, sich sogleich zur Abreise zu rüsten. Man sagte ihr nicht, wohin die Reise gehe, oder welches Schicksal ihr bevorstehe, und nachdem Susanna ihre Sachen gepackt und die Familie frostigen Abschied von ihr genommen hatte, hieß man sie, den Wagen besteigen, der vor dem Hause ihrer harrte, und dieser entfernte sich mit ihr.

Susanna hatte sich von ihrer Verwunderung noch nicht erholt, daß man sie ohne alle Aufsicht lasse, als der Wagen vor einem großen palastähnlichen Hause hielt, ein reich gekleideter Diener, der an dem Thore auf sie gewartet zu haben schien, ihr den Schlag öffnete und sie in das Haus führte. Der Diener begleitete sie die Treppe hinauf und hieß sie in ein Zimmer treten, das er vor ihr öffnete. Sie trat ein und befand sich zu ihrer höchsten Ueberraschung einem vornehmen, mit vielen Orden geschmückten Herrn in militärischer Uniform gegenüber, der sie bei der Hand nahm und freundlich zu ihr sagte:

„Da es nun bewiesen ist, Fräulein Frohberg, daß

der Graf Rasowski kein Verbrechen gegen seinen Monarchen begangen hat, so kann auch auf Ihnen keine Schuld lasten, und Sie sind daher frei. Da Sie aber hier fremd sind und vielleicht nicht wissen, wohin Sie sich wenden sollen, so will ich Sie zu einer Freundin bringen, deren Führung Sie sich gerne anvertrauen werden."

Nach diesen Worten öffnete er die Thüre eines Seitenzimmers, und Susanna lag in den Armen der Gräfin Rasowski, welche die auf's Höchste Ueberraschte mit den wonnevollsten Thränen umfing, welche die Freude des Wiedersehens nur immer fließen machen kann. Noch hatte Susanna nicht Worte finden, noch nicht fragen können, ob dieser glückliche Augenblick nicht ein täuschender Traum sey, als aus dem Hintergrunde des Zimmers ihre Zöglinge, diese ihr so theuern, geliebten Wesen, jauchzend und jubelnd hervorsprangen und sie alle zugleich mit ihren zarten Armen umschlangen. Die Gruppe der liebevollsten und zärtlichsten Umarmung, welche diese guten Menschen bildeten, mögen sich unsere Leser und Leserinen im Geiste vergegenwärtigen, — sie ihnen getreu zu beschreiben, liegt außer den Grenzen unserer Kräfte.

Es währte lange, bis nach hundert gegenseitigen Ausrufungen und Fragen endlich zusammenhängende Mittheilungen erfolgen konnten. Was Susanna der Gräfin zu erzählen hatte, wissen wir in der Hauptsache bereits, was aber die Gräfin ihrer jungen Freundin mittheilte, soll das folgende letzte Kapitel enthalten.

## Sechzehntes Kapitel.

### Schluß.

Wir wissen, in welchem Zustande die Gräfin sich befand, nachdem ihr Gemahl, Friedrich und Susanna sie verlassen hatten. Fortwährend der rohen Begegnung des Officiers ausgesetzt, durch welche dieser sich für die Vorwürfe, die ihm die Flucht des Grafen von Seite seiner Vorgesetzten zugezogen, an ihr rächen wollte, fand sie nur im Gebete und im Kreise ihrer Kinder Trost und Beruhigung. Bald erschien Seraphine im Schlosse, und das Anerbieten, welches sie der Gräfin machte, bei ihr zu bleiben, wurde von dieser dankbar angenommen. Sie hatte auch alle Ursache, Gott zu danken, daß er ihr diesen tröstenden Engel gesendet, der ihr, wenn Kummer und Sorge um das Schicksal ihres Gatten ihre Stirne umwölkten und ihre Augen mit Thränen füllten, sie mit liebevollen Worten aufrichtete und sie erinnerte, daß der Dornenweg dieses Lebens in die blumigen Auen der Seligkeit führe.

Es währte jedoch nicht lange, daß das Schloß von dem ungebetenen Gaste, der bisher darin gehaust und sich als dessen Herrn betrachten zu dürfen geglaubt hatte, zur großen Freude aller Bewohner desselben befreit wurde, indem der Officier seine Abberufung erhielt.

Endlich trafen Nachrichten von den Flüchtlingen ein, welche die Gräfin und Seraphine schon lange mit banger Sehnsucht erwartet hatten. Letztere erhielt durch einen vertrauten Boten einen Brief ihres Bruders, dem einer des Grafen an seine Gemahlin beigeschlossen war. Beide Briefe

enthielten umständliche Nachrichten über die Vorgänge, die wir in den beiden vorhergehenden Kapiteln erzählt haben. Der Graf schrieb seiner Gemahlin auch über die Schritte, die gemacht werden sollten, damit die Regierung seine Rückkehr gestatte und die Beschlagnahme auf seine Güter aufhebe. Er wollte jedoch keineswegs um Gnade bitten, die er nicht zu bedürfen sich bewußt war, sondern nur Gerechtigkeit verlangen. Während die Gräfin damit beschäftiget war, die dazu nöthigen Briefe zu schreiben, führen wir eine Begebenheit aus dem Leben des Grafen an und bedienen uns dabei seiner eigenen Worte.

„Sie wissen," erzählte einst der Graf im Kreise seiner Freunde, „daß, ehe mich der Tod meines Vaters zur Verwaltung meiner Güter berief, ich mehrere Jahre von Hause entfernt war, um in fernen Ländern fremde Völker und Sitten kennen zu lernen. Ich wollte in dieser Absicht auch die wilden Gebirgsgegenden des Caucasus besuchen und begab mich als Freiwilliger zur russischen Armee, welche die Tscherkessen bekriegte und damals von einem meiner Familie befreundeten Generale kommandirt wurde.

„Eines Tages handelte es sich darum, eine Tscherkessen-Horde, welche ganz unerwartet in das russische Gebiet eingefallen war und daselbst Menschen und Vieh geraubt hatte, zu verfolgen und zu bestrafen. Der General erfuhr genau die Gegend, von der sie gekommen war. Die Wege und Engpässe, die dahin führten, waren von den Russen noch nicht erforscht worden; aber ein Führer, der sie genau kannte, war unter dem Gebirgsvolke, das mit ihnen verbündet war, gegen gute Bezahlung bald gefunden. Wir brachen am Abende auf, um noch in der Nacht zu einem Punkte des Thales zu gelangen, den der Führer als zu

einem Ruhepunkt geeignet bezeichnet hatte. Der ganze folgende Tag verging, wie bei allen solchen Umständen in der tiefsten Stille. Es ist dann verboten, zu kochen, ja sogar zu rauchen. Man darf nur ganz leise sprechen und das Commandowort weiter sagen, denn das geringste Geräusch reicht hin, die Aufmerksamkeit der Gebirgsvölker zu erregen, und Lärmsignale würden dann augenblicklich den Befehl in die Ferne tragen, überall, in allen Dörfern zu den Waffen zu greifen. Selbst die Pferde sind abgerichtet, nicht zu wiehern.

„Kurz nach Sonnenuntergang wurde aufgebrochen und die Colonne gelangte bald in die circassischen Alpen. Voraus zogen die verbündeten Tscherkessen, unmittelbar nach ihnen kam der General, an dessen Seite ich mich befand, hierauf der Officier des Generalstabes und dann 1200 Mann Kosaken, welchen 500 Mann Infanterie und vier kleine Geschütze folgten. Wir gelangten an eine ungeheuere Felsenwand, an der sich gleich einer riesenhaften Schlange ein schmaler steiler Weg hinzog, auf welchem die Reiter einzeln reiten mußten. Plötzlich, an einer Biegung dieses Weges, erblickten wir einen andern Felsen, der eine Art Vorgebirge nach dem Abgrunde zu bildete, so daß kein Pferd um dasselbe herumgehen zu können schien. Gleichwohl mußte die Artillerie diesen Weg machen. An einer etwas breitern Stelle wurden deßhalb die Kanonen von den Lafetten genommen und diese um die Felsenecke herumgetragen. Die Geschütze selbst, die sich nicht so gut fassen ließen, legte man auf Mäntel und trug sie so wie in einer Hängmatte. Welche Vorsicht, welche Geistesgegenwart gehörte dazu, um diese Operation zu Ende zu führen, denn der geringste Fehltritt einer der zwölf Träger der Kanonen würde hingereicht haben, Menschen und Kanonen in einen fürchter-

lichen Abgrund hinunterzustürzen. Wäre dieses Unglück geschehen, so würde das ganze Detachement unfehlbar verloren gewesen seyn, denn der immer wachsame Feind würde, sobald ein Geräusch seine Aufmerksamkeit erregt hätte, alsbald den Weg durch Felsen versperrt haben, die von oben herunter gerollt worden wären, und kein Manöver würde uns aus der Gefahr haben befreien können. Die Kühnheit und Gewandtheit unserer Soldaten überwand dieses schreckliche Hinderniß; alles ging ohne Unfall ab, und ohne daß irgend ein Laut unsere Anwesenheit verrieth.

„Das bleiche Licht des Morgens begann zu grauen, als der Führer, der an der Spitze der Colonne ging, seine Hand emporhob. Dieses stumme Commando wurde sogleich auf der ganzen Linie wiederholt, so daß in einem Augenblicke die Colonne stand. Im zweiten Augenblicke waren die Reiter abgestiegen, und alles dieses war mit einer Ruhe und Stille geschehen, wovon sich Niemand, der nicht Zeuge gewesen ist, eine Vorstellung machen kann. Die Bewaffnung der Soldaten, die Bekleidung derselben, das Geschirr der Pferde sind nämlich so eingerichtet, daß sie durchaus kein Geräusch machen können.

„Es herrschte also eine wahre Grabesstille, als der General mir mit einer Hand winkte, und mit der andern nach Osten zeigte, wo der erste Schein des Morgenroths den Horizont zu färben begann, während in dem engen Thale, in welchem die Colonne zusammengedrängt war, noch alles im tiefsten Dunkel lag. Etwa zehn Schritte von uns bemerkte ich, in der vom General angedeuteten Richtung hinblickend, zwei männliche Gestalten, die in der Helle des Morgenhimmels deutlich zu erkennen waren; auch hörten wir bald darauf ihre Stimmen. Man schloß aus

den Geberden der beiden feindlichen Vorposten, daß ein undeutliches Geräusch zu ihren Ohren gekommen sey, und daß sie über die Entstehung desselben sich noch keine bestimmte Rechenschaft geben konnten. Der Eine schien zu behaupten, daß es von der Annäherung russischer Truppen herrühre, der Andere, daß es durch irgend ein Wild hervorgebracht werde, das sich im Gebüsche bewegt habe. Der Letztere machte zum Glück für uns seine Ansicht geltend und er fing auch sogleich an, mit dem Kolben seines Gewehres an die Büsche zu schlagen. Wenn sie die Wahrheit hätten ermitteln können, so würde ein von Dorf zu Dorf wiederholter Flintenschuß in wenigen Augenblicken nach allen Richtungen hin Lärm gemacht haben, und es gab daher kein anderes Mittel, als sich des Stillschweigens der feindlichen Posten zu versichern.

„Durch einen Wink seiner Hand berief der General zwei junge Männer zu sich, die sich nach einigen Worten, die er ihnen in's Ohr flüsterte, auf den Bauch hinlegten und so im Gebüsche hinkrochen. Unsere Blicke richteten sich nach Osten, während unsere Herzen in ängstlicher Erwartung dessen schlugen, was aus den beiden feindlichen Posten werden würde, die, da sie nicht das geringste Geräusch mehr hörten, auf der Bergspitze sich wieder ruhig niedergesetzt hatten.

„Bald indeß stand einer derselben wieder auf und horchte aufmerksam auf ein leises Rascheln, das sich in seiner Nähe hören ließ. Mit einemmale aber sahen wir etwas von der Erde empor- und auf den Tscherkessen losspringen; ein Röcheln drang aus der Brust desselben, dann sank er zu Boden. In demselben Augenblicke bemerkten wir auch, daß der Andere, der am Boden saß, mit einer

andern menschlichen Gestalt rang, dann, ohne einen Laut von sich zu geben, in das Gras fiel, während unsere beiden jungen Leute sich forschend umsahen, und dann eilig zurückkamen, um dem General zu melden, daß die Gefahr verschwunden sey.

„Vorwärts!" befahl nun der General mit leiser, aber fester Stimme und die Colonne bewegte sich rasch vorwärts weiter. Die Morgenhelle wurde immer stärker und wir erreichten bald ein Plateau, von dem man das Dorf der Tscherkessen, gegen das die Unternehmung gerichtet war, bemerken konnte, wenn man sich um das Ende des Felsens herumbog, der über dem Dorfe zu schweben schien. Beinahe erloschene Wachtfeuer zeigten uns an, daß der Feind, unsere Nähe nicht ahnend, sich zur Ruhe begeben habe. Die Kosaken umringten das Dorf und als bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne von der Gallerie des Minarets der Aufruf an die Muselmänner ertönte, ihr Gebet zu verrichten, überstiegen die Russen die Dornenumzäunung des Dorfes und begannen unter den Tscherkessen eine fürchterliche Metzelei. *)

„Dieses geschah während der General mit seinem Stabe von dem Plateau, von dem man den ganzen Ueberfall hatte vollständig überschauen können, sich langsam dem Dorfe zu bewegte. Nur wenigen Männern gelang es, sich durchzuschlagen und in die Wälder zu entfliehen, die Frauen und Kinder wurden so schnell als möglich auf Wägen geladen, das Vieh, die Pferde, Schafe, Rinder und Ochsen zusammengetrieben, und der General war eben beschäftigt,

*) Diese Schilderung ist bis hieher der französischen Zeitschrift „Univers" entnommen.

die Rückkehr anzuordnen, als ich in dem dichten Gebüsche, in dessen Nähe er eben stand, ein paar stechende Augen zu erblicken glaubte. Ich war der Meinung, sie gehörten einem der Dorfbewohner an, der sich hier vor den Lanzen der Kosaken verborgen habe, und wollte ihn nicht verrathen, nahm mir aber vor, die Bewegungen desselben unvermerkt scharf zu beobachten. Je näher der General dem Gebüsche kam, desto mehr drängte sich der Mann durch, und ich sah nun auch einen blitzenden Dolch in seiner Hand. Der General war endlich dem Gebüsche so nahe gekommen, daß sein Mantel die Zwiege desselben berührte, da schoß der Tscherkesse schnell wie der Blitz empor, um seinen Stoß zu führen; aber der Säbelhieb, den ich augenblicklich auf den Arm desselben führte, lähmte ihn, und der Mörder sank stumm, aber mit einem Wuthblicke auf mich, in den Strauch zurück. Sie können denken, daß schnell ein paar Kosaken-Lanzen folgten, die den Unglücklichen durchbohrten. Der General drückte mir dankbar die Hand und versicherte, er wünsche nichts mehr, als einmal Gelegenheit zu finden, mir den Dienst vergelten zu können, den ich ihm heute erwiesen habe."

Dieß war die Erzählung des Grafen. Der General, dem er das Leben gerettet, hatte seitdem noch eine weit höhere Stufe des Verdienstes und der Gnade seines Monarchen erlangt, und an ihn wandte sich nun die Gräfin und bat ihn, er möge veranlassen, daß man die Anschuldigungen, die gegen den Grafen erhoben worden waren, näher prüfen solle. Ihr Gemahl, fügte sie bei, wolle sich auf seine Güter im Vaterlande zurückbegeben und da — er könne es mit Ruhe — das Urtheil erwarten, das man über ihn fällen werde.

Der General war nicht in Polen anwesend, als man die Verschwörung entdeckte, und eben erst zurückgekehrt; er entsprach ungesäumt dem Verlangen der Gräfin, und die Folge war, daß die Schuldlosigkeit des Grafen erkannt und die Beschlagnahme seiner Güter aufgehoben wurde. Der General hatte dieß der Gräfin selbst mittheilen wollen, und sie daher gebeten, zu ihm nach Warschau zu kommen.

Die Gräfin hatte nicht so bald aus dem Munde des Generals diese freudige Nachricht erhalten, als sie sogleich einen Eilboten an ihren Gemahl absandte, damit er sogleich zurückkommen und sie in Warschau abholen solle. Ihre zweite Sorge war, die Freilassung Susanna's zu bewirken, welche eben so bereitwillig und augenblicklich gewährt wurde.

Die Erzählung dessen, was wir unsern Lesern hier in Kürze mitgetheilt haben, bedurfte im Munde der Gräfin mehrere Stunden, so oft wurde sie von Ausrufungen und Zwischenfragen unterbrochen.

Einige Tage nach Absendung des Eilboten trafen auch der Graf und Friedrich in Warschau ein, und die wonnevollen Scenen des Wiedersehens erneuerten sich. Friedrichs Fußwunde war zwar geheilt, aber der Versicherung des Arztes nach durfte er nicht hoffen, jemals wieder der rüstige Fußgeher zu werden, welcher er bisher gewesen war, indem die Kugel, die ihn getroffen, eine Sehne verletzt hatte. Helmbach war von Gnesen sogleich zu seinem Großvater geeilt, wohin sich auch Seraphine begeben hatte, da der Greis seit kurzer Zeit Anfälle bedenklichen Unwohlseyns erlitt.

Unsere Freunde verließen Warschau bald darauf und begaben sich auf das Schloß des Grafen zurück, wo sie das Stillleben, das sie früher geführt hatten, fortsetzten, den

Zweck ihres irdischen Daseyns erfüllend ihre Zeit zwischen Arbeit und Gottesverehrung theilten und sich durch Ausübung aller Tugenden den Pfad in das jenseitige bessere Leben ebneten, wo keine Prüfung mehr ist, sondern wo jener, der hier die Prüfung wohl bestanden hat, dafür mit der Krone der himmlischen Seligkeit gekrönt wird.

Auf diese Weise verging der Winter in ungetrübter Ruhe. Als der Frühling sein Blüthenreich entfaltete und Feld und Flur sich mit neuen Reizen schmückten, knieten eines Morgens zwei Mädchen, einfach aber festlich gekleidet, die bräutliche Myrthe im Haare, und neben ihnen zwei junge Männer vor dem Altare in der Kapelle des Schlosses. Es waren Susanna und Seraphine, Helmbach und Friedrich, welche zur unauflöslichen Verbindung für dieses Leben den Segen des Priesters erwarteten. Die jungen Leute hatten bisher volle Gelegenheit gehabt, einander kennen zu lernen, um überzeugt zu seyn, daß der wichtige Schritt, den sie machen wollten, kein gewagter sey, und als der feierliche Augenblick gekommen war, wo der Priester des Herrn Hand in Hand legte und zu ihnen sagte: „Ich vereinige euch zur Ehe, und diese segne ich im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes," da erhoben sie Augen und Herz zu dem gekreuzigten Heiland, der von dem Altarbilde sterbenden Blickes, aber mild und segnend auf sie herabzublicken schien, und sprachen im tiefsten Gefühle der Heiligkeit der Handlung, deren Gegenstand sie waren und der wichtigen Pflichten, die sie auf sich nahmen, ihr „Amen."

Friedrichs junge Gattin erhielt von ihrem Großvater eine sehr bedeutende Mitgabe, außerdem war Friedrich aber auch durch den Grafen in den Stand gesetzt worden, einen eigenen häuslichen Herd zu gründen, auch wenn er vor-

ziehen würde, in sein Vaterland zurückzukehren. Aber er hatte nicht im Sinne, die treffliche Familie zu verlassen, wo er bisher gelebt hatte, und wenn ihn auch sein Fußübel hinderte, seinem früheren Geschäfte als Aufseher der Waldungen des Grafen noch ferner vorzustehen, so gab es doch auf den weitläufigen Besitzungen des Grafen vollauf Gelegenheit für seine Thätigkeit. Seraphine, deren tugendhafter frommer Sinn besonders der Anziehungspunkt für Friedrichs Neigung gewesen war, blieb also mit ihrem Gatten im Schlosse und suchte der Gräfin Susanna zu ersetzen, die mit Helmbach den größten Theil des Jahres auf den Gütern lebte, welche diesem sein Großvater abgetreten hatte. Aber einen Theil des Jahres und besonders die Wintermonate bringen sie bei ihren Freunden zu, bilden mit ihnen gleichsam nur eine Familie, und ihre Tage entschwinden in jener Heiterkeit und Ruhe, welche der Antheil des Frommen sind. Wenn auch der Tod des alten Herrn von Voliki, welcher bald nach der Doppelhochzeit erfolgte, ihr Glück einigermassen störte, so gewährte ihnen doch der Gedanke Trost, dem von tiefem und religiösem Gefühle erfüllten Greise, dem hier auf Erden das Licht des Auges gefehlt, sey nun ein erhabenes, geistiges Licht aufgegangen, und er, der auf der Erde nichts mehr zu schauen vermocht habe, erfreue sich nun nach seinem Tode eines Anblickes, wie es keinen erhabenern gibt, des Anblickes Gottes und seiner Herrlichkeit.

Indem wir hiemit von unsern Freunden, die uns im Laufe der vorstehenden Erzählung alle so lieb und werth geworden sind, Abschied nehmen, bitten wir unsere freundlichen Leser und Leserinnen, sich die Frage zu stellen, durch welches Mittel sich diese und namentlich Susanna, die Hel-

din unserer Geschichte, den innern Frieden und die Ruhe des Gemüthes errungen haben, die sie mit Ergebung und Geduld jedes Ereigniß ertragen ließ, welches Andere zu übermäßiger Trauer, ja zu verzweiflungsvollen Ausbrüchen geführt hätte. Sie werden sich antworten müssen: Durch Frömmigkeit, die nach dem Spruche des Weisen zu Allem gut ist, und in allen Wechselfällen dieses Lebens Glück und Frieden der Seele gewährt.

# Bibliothek

für die

## reifere christliche Jugend.

Nach dem Französischen frei übersetzt und mit belehrenden Anmerkungen begleitet

von

**Robert della Torre,**

Capitularpriester des Stiftes Schotten in Wien, d. Z. Erzieher der Prinzen am Fürstlich Thurn- u. Taxis'schen Hofe in Regensburg.

**Mit Approbation des Erzbischofs von Tours.**

9 Bände. Jeder Band mit einem Stahlstich und broschirt. Preis für den Band 1 fl. od. 20 ngr.

**Inhalt:**

1ter Band. Geschichte der Maria Stuart.
2 " " Geschichte der Jungfrau von Orleans.
3 " " Geschichte der letzten Tage von Pompeji.
4 " " Sephora, die jüdische Jungfrau, oder Rom und Jerusalem.
5 " " Marie, oder der Engel auf der Erde.
6 " " Fenelon, Erzbischof von Cambrai.
7 " " Ernestine, oder der Reiz der Tugend. Nelly, die junge Künstlerin. Karolina und Julchen, die beiden Waisen.
8 " " Ferdinand Cortez, oder die Eroberung von Mexiko.
9 " " Geschichte der Kreuzzüge.

☞ **Auch von diesem vortrefflichen Jugendwerke bildet jeder Band ein für sich bestehendes Ganzes, und lassen wir sonach auch davon jeden Band einzeln ohne Preiserhöhung ab. Jährlich erscheint davon vorerst 1 oder 2 Bände.**

Waitzmann's Jugendschriften. — Wörndle's Jugendschriften.

Viktorin. — Uhrenhändler vom Schwarzwalde. — Schauspiele für d. Jugend. — Meister und Jünger.

Maria von Montbrün. — Das Traumbild d. Mutter. — Reinholds Schicksale. — Rose von Rom.

# Neue Auflagen

bereits **als vorzüglich** anerkannter **Jugendschriften!**

**In gleichem Verlage ist soeben erschienen:**

Die **zweite** Auflage von:

**Maria hilft. — Johann, der Findling. —** Zwei Erzählungen für die reifere Jugend von Ottmar Lautenschlager, Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar, Agnes und Sophia, rc. Mit erzbischöflicher Approbation und einem Stahlstich. Broschirt. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

Die **dritte** Auflage von:

**Folge mir nach!** oder das verlorene und wiedergefundene Kreuzchen. Eine Erzählung für Kinder. Mit einem Titelkupfer. Broschirt. **Preis nur** 6 kr. oder 2 ngr.

Die **vierte** Auflage von:

**Viktorin,** oder Prüfung und Treue. Die Geschichte einer Auswanderung nach Amerika. Für die reifere Jugend von dem Verfasser der Glocke der Andacht, Rose von Rom rc. Mit einem Titelkupfer und broschirt. Preis 36 kr. oder. 12 ngr.

Die **fünfte** Auflage von:

**Die Rose von Rom,** oder ehre Vater und Mutter. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Von dem Verfasser der Glocke der Andacht. Mit einem Stahlstich. Broschirt. Preis 45 kr. oder 15 ngr.

---

Schicksale eines Waisenknaben. — Schicksale eines Waisenmädchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brug, Franz Maria

Susanna Frohberg oder die Religion gibt Glück und Frieden eine Erzählung aus dem Leben für die reifere Jugend und für Erwachsene ; mit einem Stahlstich

Augsburg 1848

Paed.pr. 48-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758887-7